



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

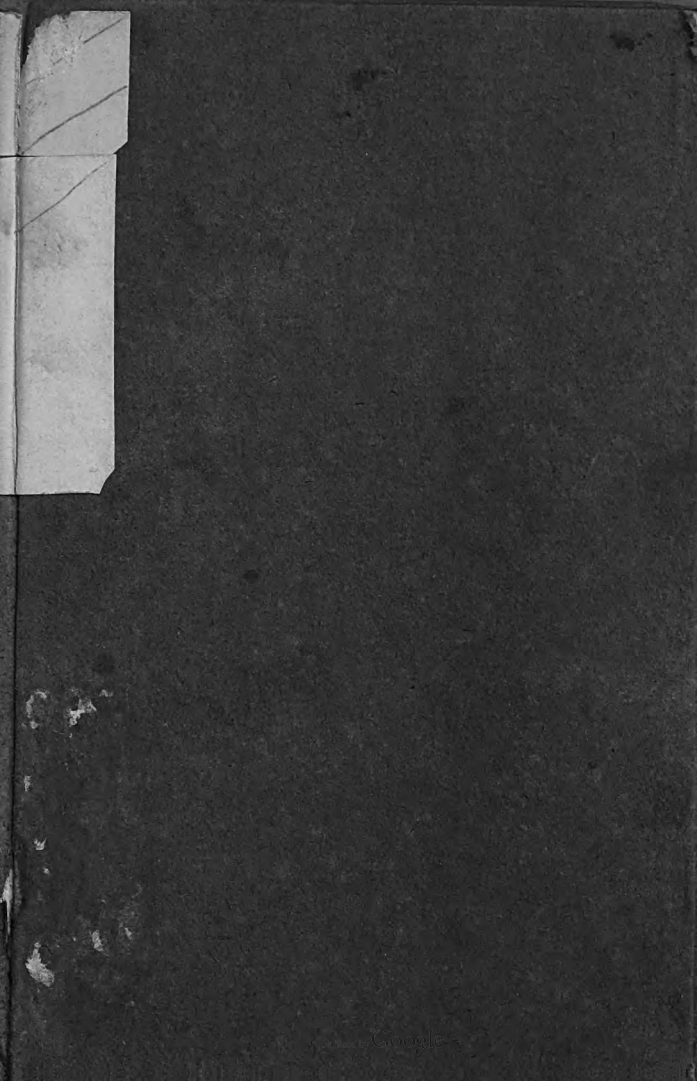
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



FR 435

Miniaturgemälde

aus der

Länder- und Völkerkunde,

von den

Sitten, Gebräuchen, der Lebensart und den
Kostümen der verschiedenen Völkerschaften
aller Welttheile;

mit

Landschafts- und Städteprospecten, Ansichten von Pa-
lästen, und Abbildungen anderer merkwürdiger Denk-
mäler der älteren und neueren Baukunst überhaupt.

Neue Folge.

Erstes Gemälde:

Brasilien in 2 Bändchen mit 10 Kupfern.

Zweytes Bändchen.



Pesth und Leipzig, in Hartlebens Verlag.

Geogr. V. 183

N e u e s t e s
Gemälde von Brasilien.

Von
Prof. Chr. A. Fischer.

Zweytes und letztes Bändchen.

~~~~~  
**Mit sechs Kupfern.**  
~~~~~

Leipzig 1819.
In Hartlebens Verlagsexpedition.



Pflanzer und Pflanzerin auf der Reise.

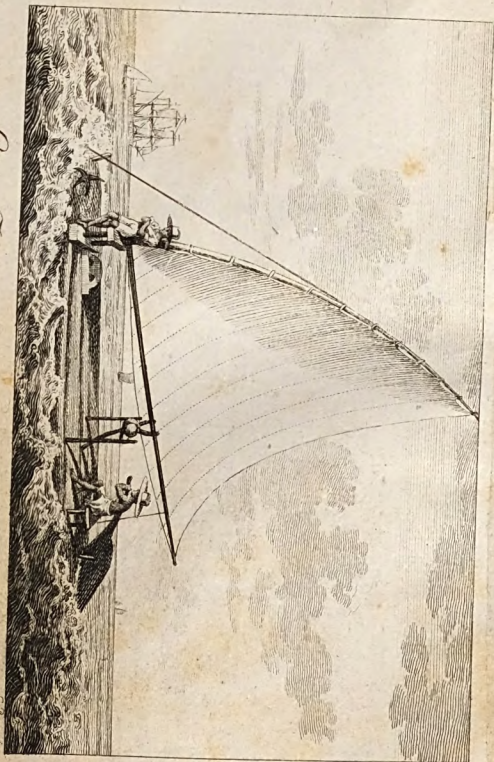
Fünftes Kupfer.

Pflanzer und Pflanzerinn auf der Reise.
S. 36.

Sechstes Kupfer.

Eine Jangada oder Schnellfahrzeug. S. 52.

Eine Jangade oder Kistenfahrzeu.





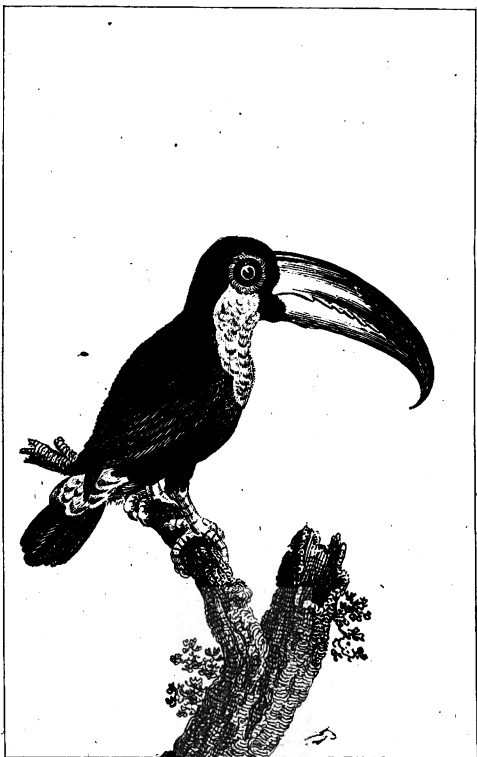
Der Ankinga.

Siebentes Kupfer.

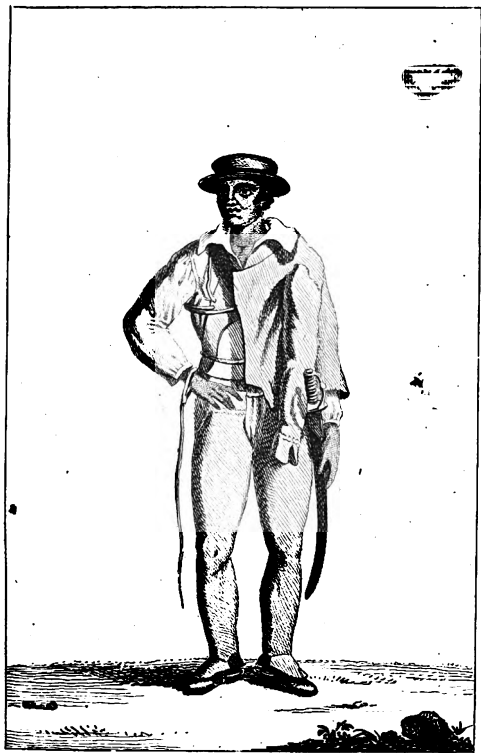
Der Anhinga. S. 84.

Achtes Kupfer.

Der Loucan. S. 85.



Der Toucan.



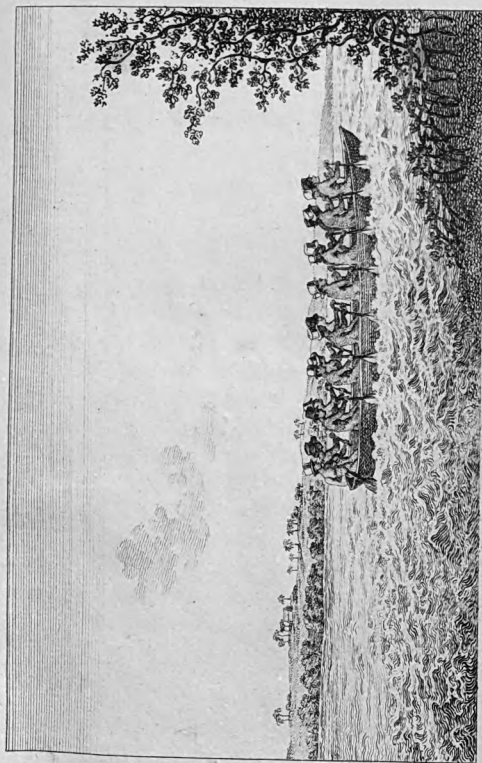
Einwohner aus dem Innern.

Neuntes Kupfer.

Ein Einwohner aus dem Innern oder Ser-
tanejo. S. 91.

Zehntes Kupfer.

Brasilianisches Fischerboot. S. 106.



Brasilianisches Fischerboot.



Das innere Brasilien.

I.

Wir verließen Natal, sagt ein neuer Reisender*), am 11. November 1810, gingen über den Potengi, und kamen Abends bey dem Lagoa Seca an. Dieß ist der Name eines ausgedehnten Sumpffstriches, der nur in äußerst heißen Jahren zum Anbau fähig wird. Da dieß jetzt der Fall war, fanden wir eine Menge wandernder Landleute aus den obern Gegenden daselbst. Sie hatten Hütten errichtet, und kleine Mais- und Maniokfelder angelegt. Wir kauften einiges von ihren Erzeugnissen ein.

Am folgenden Morgen ging es weiter; die Gegend war völlig kahl. Mittags hielten

*) Koster, woben auf unsere frühere Bemerkung verwiesen wird.

wir bey der ersten *Caçimba* an. Dieß sind öffentliche Brunnen, zwey bis drey Fuß tief, zumeylen mit einer Einzäunung versehen. Nachmittags holten wir ein *Comboio*, oder einen Zug von zwölf beladenen Pferden ein, bey denen sich nur ein einziger Weißer befand. Wir halfen ihm die Pferde zusammenhalten, was eben nicht das Leichteste war. So ritten wir in Gesellschaft fort.

Unser Nachtlager sollte zu *Pai Paulo*, einem Weiler, seyn. Wir beschloßen jedoch bey unserem neuen Freunde zu bleiben, weil seiner Versicherung nach kein Wasser dort zu finden war. Unterdessen kamen wir immer tiefer ins Gespräch. Unser neuer Gefährte war der Sohn eines angesehenen Mannes, der am Ufer des *Açu* große Ländereyen und Heerden besaß. Die außerordentliche Dürre dieses Jahres hatte aber auch diese Familie heimgesucht.

Dem zu Folge ward unser neuer Freund zum Einkauf von Maniokmehl an die Küste gesandt. Kaum hatte er jedoch seine Ladung beysammen, als die Ausfuhr verboten ward. Er machte sich indessen dennoch auf, kam glücklich hindurch, gewann einen zweytägi-

gen Vorsprung und war auf diese Art vor jeder weiteren Verfolgung geschützt. So fanden wir ihn, er hatte nur einen einzigen Sclaven bey sich, der mit einem Wasserschlauche nachkam.

Mit Sonnenuntergang ward bey einer Gruppe von Mahagony- und Mangababäumen Halt gemacht. Auch diese fingen an von der Dürre zu leiden, denn sie waren größten Theils blätterlos. Wir hielten unser Abendessen, und spannten die Hangmatten auf. Zugleich wurden die Pferde in ein benachbartes kleines Thal gejagt, wo noch ein wenig Gras vorhanden war. Es blies ein starker Ostwind; wir hatten keine sehr angenehme Nacht. Schon halb fünf Uhr Morgens ward daher aufgepackt.

Vier Stunden weiter langten wir bey dem S e a r a - M e i r i m an. Alles war ausgetrocknet; der Fluß ward allein durch das tiefe Sandbett angezeigt. Wir ritten hindurch und fanden Pai Paulo verfallen, und menschenleer. Hier fängt die S e r t a m, oder innere Wüste, an. Der Weg lief jetzt stromaufwärts, immer neben dem leeren Flußbette hin. Gegen elf Uhr ward bey einem Brun-

nen Halt gemacht, der mitten darin gegraben war. Das Wasser hatte aber einen sehr salzigen Geschmack. Nach vier Uhr brachen wir wieder auf, machten noch vier Stunden, und lagerten uns endlich hinter einem Sandhügel, der den Wind anhielt. Dieser erhebt sich in dieser Jahreszeit regelmäßig gegen Mitternacht. Er ist trocken, aber nicht ungesund. Die Pferde bekamen aus Mangel an Weide, zum ersten Male Mais.

Die nächsten drey Tage dieselben öden Ebenen, dieselben Mittagshalte, dieselben Nachtlager wie bisher. Bey dem einen Brunnen fanden wir eine Kuh, die von unserem Freunde sofort an dem Zeichen erkannt ward. Sie hatte sich vielleicht, um Wasser zu finden, nicht weniger als hundert Stunden von ihrer Heerde entfernt. Am vierten Tage begegneten wir einem Haufen *Sertanejos* *), wie man die Bewohner der *Scrtam* nennt. Sie hatten ein krankes Pferd, in dieser Wüste eine große Noth.

Unser Wasser war zu Ende, und der ein-

*) Siehe, unten den eigenen Artikel.

zige Brunnen, den wir fanden, völlig leer. Es wurden daher Citronenscheiben ausge-
theilt. Dieß half indessen nur kurze Zeit. Endlich, als auch die letzte Citrone aufge-
zehrt war, nahm unser Gefährte einen Kie-
sel in den Mund. Er rühmte dieß als ein
vortreffliches Mittel, und rieth uns dringend
dasselbe zu thun. Wir versuchten es, und
befanden uns wirklich recht wohl dabey. Es
war kühlend und speichelerregend zugleich.
Abends trafen wir etwas Wasser an.

Am andern Morgen, bey dem Erwa-
chen, wurden wir in einiger Entfernung zwey
Ziegen gewahr. Mein Bedienter ging darauf
zu, und folgte ihnen, um ein kleines Gebüsch
herum, zu einer bewohnten Hütte nach. Voll
Freude kam er zurück, und führte uns selbst
dahin. Ein altes Mütterchen mit zwey Töch-
tern begrüßte uns; der Vater sey ausgegangen,
sagten sie.

Die gute alte Frau war ganz verwun-
dert über unsere Ankunft. Der Übergang über
den Seara-Meirim trocknen Fußes schien
ihr unerhört. Doch bald erholte sie sich, und
zeigte meinem Bedienten einen Fleck, wo
noch ein wenig Gras zu sehen war. Unterdes-

sen hatte ich mit den Mädchen um ein Böcklein und ein Huhn gefeilscht, und das Geld dafür aufgezählt. Dieß überraschte ungemein, man erwartete gerade das Gegentheil. Leider nimmt dann und wann ein wohlbegleiteter Reisender dergleichen mit Gewalt hinweg. Überhaupt hat diese Einsamkeit etwas Entsetzliches. Die armen Leute können ermordet werden; man glaubt bloß, daß sie weggezogen sind.

Gegen Abend gingen wir endlich zum zwey und vierzigsten, und letzten Male über den Seara-Meirim, und machten in der Nähe einiger bewohnten Hütten Halt, deren Entfernung von Natel auf funfzig Stunden geschätzt wird. Dieß ist gleichsam die erste Hauptstation seit jener Stadt. Wir fanden Gras und Wasser, beydes wenigstens von erträglicher Beschaffenheit. Hier verließ ich unsern bisherigen Reisegefährten, um meine Richtung nach Açu zu nehmen, von wo aus ich willens war, weiter nach Aracati zu gehen.

Unsere nächste Tagereise führte uns nach der Pflanzung Sta. Lucia. Hier war Wasser in Überfluß. Die Pferde, die Schafe, das

Rindvieh, das Geflügel, alles sah munter und fröhlich aus; alles verrieth doppelte Lebenskraft. Eben wurden die Ziegen gemolken; ich ließ daher um etwas Milch ersuchen, und bot Bezahlung dafür an. Der Bediente erhielt die Milch umsonst, zugleich aber kamen drey Sertenejos mit.

„Herr!“ hub der älteste an — „Was soll das seyn? Wollt ihr uns eine Beleidigung anthun? Glaubt ihr, daß Milch hier verkauft wird?“ — Dabey stieß er mit seinem Stocke heftig auf den Boden, rückte den Hut, und sah mich ziemlich trozig an.

Ich merkte sofort, daß ich in Brasilien war — „Nichts für ungut ihr braven Leute!“ — sagte ich — Bey uns in Europa wird sogar das Wasser bezahlt. Aber ich nehme die Milch mit Freude von euch an, und gebe euch nur einen Cigarro dafür!“ Dieß machte sie sehr guter Laune; und sie wünschten nur noch das englische Thier zu sehen. So wird nämlich im innern Brasilien jeder Engländer genannt. (Biche Ingles.)

„Ich bin der Engländer!“ — erwiederte ich — und sie starrten mich mit großen Augen an. — „Es ist nicht möglich!“ — sagten

sie zu einander — „Er sieht ja gerade wie unser einer aus.“ — Diese guten Leute bildeten sich nämlich ein, daß wir alle mit einem kleinen Anhang von Pferdefüßen, Ruchschwänzen und Hörnern versehen sind. Indessen wurden sie bald ganz zutraulich, setzten sich zu mir, fingen an zu schmauchen, und fragten nach allerhand Nachrichten aus Pernambuco, worüber ich ihnen die beste Auskunft gab. Endlich entfernten sie sich, und schickten mir bald darauf etwas Charque zum Geschenk.

Unsere folgende Tagereise führte uns durch eine unübersehbare Ebene, wo sich der Weg nur mit Mühe erkennen ließ. Hier und da waren Felsenstücke von mancherley Gestalt und Größe; nirgends aber Bäume zu sehen. Der Abend brach an, wir fanden endlich eine passende Lagerstelle auf. Allein der Wind blies so heftig, daß an kein Kochen zu denken war. Zum Glück hatten wir Wasser in einem Schlauche bey uns.

Der folgende Tag war dem vorigen beynahe gleich; doch brachten wir die Nacht in einem Weiler zu. Endlich am dritten gegen Mittag, sahen wir Açu mit seinen zwey Kirch-

thürmen vor uns. Ich kann nicht sagen, was dieß für eine Freude war. So hängt der Mensch an Allem, was ihm die Idee des Göttlichen zurückruft! Wir hatten in neunzehn Tagen an hundert und vierzig Stunden zurückgelegt.

Açu liegt an dem Flusse gleiches Namens, etwas unterhalb dem Puncte, wo er sich für ungefähr eine Stunde in zwey Arme theilt. Es ist an dem Kleineren im Viereck gebaut, und hat zwey Kirchen, ein Stadthaus und ein Gefängniß. Letzteres darf, beyläufig gesagt, in keinem brasilianischen Orte fehlen, sobald er gedeihen soll.

Die Häuser von Açu haben nur ein Erdgeschosß; die meisten bieten von innen und außen die bloße Lehmwand dar; auch breitere Fußböden sind eine Seltenheit. Die Bevölkerung wird auf drey hundert Seelen geschätzt; Ackerbau und Viehzucht machen die vornehmsten Erwerbszweige aus. An der Mündung des Açu sind für königliche Rechnung Salinen angelegt. Ein Theil des gewonnenen Salzes wird von kleinen Küstenfahrzeugen abgeholt.

II.

Wir verließen Agu am vierten December, und kamen durch dichte Waldungen an den Piatosee. Hier ward bey der „Caza de palha“ oder der Strohütte des Distriktsbefehlshabers Halt gemacht. Der Piatosee ist drey Stunden lang, und ungefähr eine breit. Die beyden äußeren Theile trocknen im Sommer hinlänglich aus, um angebaut zu werden; der mittlere aber bleibt morastig und unpässirbar.

Nichts schöneres als die angebauten Striche Reis, Mais, Zuckerrohr, Melonen u. s. w., alles gedeiht in Üppigkeit. Wir wurden hier und da Baumwollenbäume gewahr. Um das Ganze ziehen sich liebliche, grünende Hügel herum. Ohne diesen See würden die Einwohner im Sommer verschmachten müssen; so aber findet sich im innern Theile Wasser in Überfluß. Daher das Frische, Kräftige, Lebensvolle, das man hier an Menschen und Thieren bemerkt. Schade nur, daß es so viel Mosquitos in den niedrigen Gegenden gibt. Auch wir wurden, trotz unserer Feuer von Ruhmst, ziemlich von ihnen gequält.

Die nächsten zwey Tagereisen waren sich

fast durchgehends gleich. Überall verbrenntes Land, aber dennoch sehr schönes Vieh, da es nirgends an Mais und Wasser gebricht. Einmal kamen wir durch einen Salzmorast, auf den Fußtapfen unserer Vorgänger hatte sich eine dichte Salzkruste angesetzt. Ein andres Mal fingen wir mit Hülfe unseres Hundes eine Abart vom Ameisenbär, (Armadillo oder Tatu hola), der gebraten am Geschmacke einem Spanferkel glich.

Die dritte Nacht brachten wir unter einer Baumgruppe; in der Nähe einer Hütte zu. Ich bemerkte eine Jaguar-Haut, die über einige Stücke Holz ausgebreitet war, und ganz frisch zu seyn schien. Der Jaguar ist in der Landessprache unter dem Namen „Onça pintada“ bekannt. Am andern Morgen ließ ich mich mit dem Eigenthümer der Hütte in ein Gespräch ein. Er hatte das Thier den Tag vorher angeschossen, und es vollends mit seinem Messer erstochen, wobei jedoch sein linker Arm schrecklich zerfleischt worden war. Die Jaguarhäute sind in Brasilien sehr gesucht; sie werden zu Satteldecken gebraucht. Die größten haben fünf Fuß Länge und darüber, zu jeder Decke wird eins gebraucht.

Am 7. December, 12

Uhr, kamen wir in dem Dorfe Sta. Lucia an. Es liegt an einem Flusse, der aber jetzt gänzlich ausgetrocknet war, mag einige hundert Einwohner haben, und ist im Viereck gebaut. Zu meiner großen Freude traf ich hier wieder geistige Getränke an. Ich füllte daher meinen Flaschenkeller von neuem, und vergaß auch die Napaduras, oder Syrup-tuchen nicht. Abends nahmen wir unser Nachlager bey einem verfallenen Hause, das wegen Berstigen des Brunnens verlassen worden war. Wir fanden hier noch eine we- GeseUshaft Reisender, die nach Matel vor- weßhalb es denn sehr bunte Gruppen ging, Am folgenden Morgen abwechselnd Wal- dung, Sandweg und Morast. Gegen elf Uhr stiegen wir einen Hügel hinan; da lag plöz- lich das Meer vor uns. Ich vermag nicht zu sagen, welch' ein entzückender Anblick dieß war. Ich glaubte mich auf einmal wieder ins Vaterland versetzt. Wir hielten unser Mit- tagmal in einer einsamen Hütte, und ritten dann langsam an den Strand hinab. Der Weg lief nun längs desselben hin; von Zeit zu Zeit kamen wir bey einigen Fischerhütten vorbeyp.

So ward der Weiler Urejas erreicht; hier hielten wir bey dem vörnehmsten Hause still. Die Ältern waren gestorben, es befanden sich bloß drey Knaben darin. Der älteste davon war kaum sechzehn Jahr; dennoch nahm er sich der Leitung des Ganzen an. Wirklich schienen die kleinen Felder recht gut bestellt; auch befanden sich Meze, Bote u. s. w. in guter Ordnung. Wir kauften einige Hühner nebst einem Böcklein, und hielten ein gutes Abendessen davon.

Die nächste Tagereise war ungleich angenehmer; die Gegend gewann eine bessere Gestalt. Hier und da wurden selbst eingehegte Ländereyen bemerkt. Wir machten Mittag zu Cajuaes, einer kleinen Hüttengruppe, von der Menge Mahagonybäume so genannt. Hier fanden wir Maisstängel für unsere Pferde, und Wasser in Überfluß. Auch das Innere der Hütten zeigte von einem gewissen Sinne für Bequemlichkeit. Die Nacht brachten wir unter einem herrlichen Mangaba zu.

Am vierten Tage, Nachmittags um fünf Uhr, kamen wir in Racati an. Ich war mit Briefen an einen Senhor Joze Fidelis Barrozo, einen reichen Kaufmann, versehen. Die-

se hatte ich durch den Führer vorausgesendet, worauf mir derselbe mit den Schlüsseln zu einem von Herrn Barrozo's Häusern entgegenkam.

Als wir nun darin sofort unsern Einzug nahmen, fand ich, daß der untere Stock zu einer Waarenniederlage, der obere aber zur Wohnung eingerichtet war. Er bestand aus zwey großen, regelmäßigen Zimmern mit Alfenfen und einer Küche, alles mit den nöthigen Geräthschaften versehen. Unsere Pferde wurden einstweilen in den Hof untergebracht, wo ihnen wenigstens nichts an Futter abging. Ich selbst ließ meine Hangmatte aufspannen, und befahl für ein Abendessen zu sorgen, als mir eine Botschaft von Senhor Barrozo angekündigt ward, die aus drey seiner Slaven bestand.

Der eine trug einen großen Korb mit einem herrlichen Abendessen, Wein, Nachtisch u. s. w., alles in Überfluß. Der zweynte brachte eine silberne Gießkanne nebst gleichem Waschbecken und zierlichem Handtuch. Der dritte sollte sich erkundigen, ob sonst noch etwas zu meinen Diensten sey. Auch meinen Leuten ward in dem Augenblicke ein großer Korb mit Essen gebracht. Ich aß sehr gut, schlief

noch besser, und ward am folgenden Morgen auf gleiche Weise mit dem Frühstück bedient.

Bald darauf erschien Senhor Barrozo selbst; er war äußerst höflich, um nicht zu sagen complimentenreich. Als ich bedauerte, ihm soviel Ungelegenheit zu machen, versicherte er, dieß könne und dürfe nicht anders seyn. Er würde sonst meinen Empfehlungen von dem Statthalter von Goiana nicht hinlänglich Genüge thun. Sofort hieß er auch meine Pferde auf eine Insel im Flusse bringen, wo es treffliches Gras im Überflusse gab. Senhor Barrozo war in jedem Betrachte ein sehr artiger Mann.

Was U r a c a t i selbst anlangt, so liegt es am südlichen Ufer des Jaguaribe, ungefähr drittehalb Stunden von dem Ausflusse desselben ins Meer. Es besteht aus einer Hauptstraße nebst einigen Nebenpässen, und hat drey Kirchen, ein Stadthaus und ein Gefängniß. Die Häuser haben der häufigen Überschwemmungen wegen, sämmtlich noch einen Oberstock.

Die grasreichen Inseln im Jaguaribe werden zur Viehzucht benutzt. Indessen fehlt es an süßem Wasser daselbst, indem die Fluth

bis Aracati steigt. Die Kinder schwimmen daher alle Tage regelmäßig aufs feste Land hinüber, wo man eigene Brunnen für dieselben gegraben hat. Sie sind so sehr hieran gewöhnt, daß gar kein Hirt dabey nöthig ist. Die Kälber schwimmen dann immer neben den Müttern, bald rechts bald links, je nachdem die Strömung geht. Auf diese Art sind sie gedeckt, so daß sie das Wasser nicht fortreißen kann. Wie wunderbar doch der Naturtrieb ist!

An der Mündung des Jaguaribe hat sich eine Barre gebildet, die sehr eng und gefährlich ist. Die Tiefe verändert sich täglich, und die Brandung geht äußerst hoch. Es können daher bloß Küstenfahrer einlaufen, und auch diese nicht einmal zu jeder Zeit. Man sieht, daß der hiesige Handel nie bedeutend werden kann.

Von Aricati setzte ich meine Reise noch vierzig Stunden weiter nach Ceara fort. Das Land ist meistens sandig, mit leichten Waldungen bedeckt. Wir kamen bey mehreren Weilern vorbey, ließen ein indianisches Dorf, so wie die Stadt San Joze, von vier hundert Einwohnern, links liegen, und

langten am vierten Tage, gegen zwölf Uhr, an dem Orte unserer Bestimmung an.

Ich war an einen Senhor Marcos Antonio Brizio empfohlen, der in einem angesehenen Amte stand. Er hatte früher zu Lissabon und dann zu Marenham gelebt, und war ein sehr gebildeter und zuvorkommender Mann. Eben so günstige Aufnahme fand ich bey dem Statthalter der Kapitanie. Unter andern mußte ich dem großen Mittagsmahle beywohnen, das er bey Gelegenheit des Geburtstages der Königin gab. Alles übertraf meine Erwartung, denn Alles war über die Maßen gut.

Villa da Fortaleza do Seara — um den Kanzleynamen zu brauchen — liegt auf einer Sandebene im Hintergrunde einer kleinen Bay. Sie ist in einem Viereck gebaut, von dem noch vier bis fünf andere Straßen ausgehen. Das Ganze ist ungepflastert; mehrere Häuser indessen sind mit Fußpfaden versehen. Die meisten derselben haben nur ein Erdgeschoß; doch wird die Bevölkerung zwischen elf bis zwölf hundert geschätzt. Außer drey Kirchen ist noch die ansehnliche Wohnung des Statthalters, so wie das Zoll- und Schatzhaus bemerkenswerth. Alle diese Gebäude

zeichnen sich durch ihren netten, weißen Anstrich aus.

Das Fort, wovon die Stadt den Namen erhalten hat, ist hart an derselben auf einem Sandhügel erbaut. Es beherrscht die Land- und Seeseite, ist aber so unbedeutend, daß es nur mit vier bis fünf Kanonen besetzt ist. In den Hafen laufen nur wenig Schiffe ein; die Einfahrt ist der vielen Klippen wegen sehr unbequem.

Der Handel von Ceara will daher nur wenig bedeuten, zumal da auch die Zufuhr zu Lande so kostbar ist. Selbst die häufigen dürren Jahre haben dem Wohlstande dieser Stadt Abbruch gethan. Const wurde z. B. sehr viel eingesalzenes oder gedörrtes Rindfleisch verführt; seitdem aber der Viehstand so sehr vermindert worden ist, muß Ceara seinen Bedarf selbst beziehen. Dieß geschieht aus Rio grande do Sul, obgleich dieser Artikel noch immer unter dem Namen „Carne do Ceara“ vorkommt.

So weit unser Reisender, der nun längs der Küste wieder nach Pernambuco zurückging.

Zuckerpflanzungen.

Man erinnert sich, daß in Brasilien jedes Feld dem Walde abgewonnen werden muß. So auch, wenn der erste Anfang zu einer Zuckerpflanzung gemacht wird. Hunderte von ungeheuren Bäumen werden umgehauen und verbrannt — es ist der Sieg der menschlichen Hand über die wilde Natur.

Den besten Boden zum Zuckerbau geben die sogenannten „Varzeas“ oder niedrigen feuchten Ländereien ab, die gewöhnlich nur mit kurzem Gebüsch bewachsen sind. Dieser Boden besteht in der Regel aus weißgrünlichem, zuweilen auch ganz weißem Mergel, in dem das Rohr vortrefflich gedeiht. Gepflanzt wird es auf solchen Feldern von Anfang Septembers bis Mitte Novembers *), und zwar auf folgende Art.

Das Feld wird dergestalt bearbeitet, daß es mehrere Reihen Furchen, oder nach anderer Art kleine Aushöhlungen enthält. In diese werden nun die Rohrstücke, die sechs Zoll

*) In höheren, trockeneren Ländereien von Mitte July bis Mitte September.

Länge, und drey bis vier Knoten haben müssen, fast horizontal gelegt, und ungefähr vier Zoll mit Erde bedeckt. Sie schießen sehr schnell auf, so daß sie schon nach drey Monaten wie eine Reihe buschiger Fähnchen aussehen.

In gutem Boden wird das Rohr in zwölf bis fünfzehn, in schlechterem, in achtzehn bis zwanzig Monaten reif. In jenem erreicht es, bey außerordentlicher Dicke, oft eine Höhe von zwölf bis dreyzehn Fuß. Gedüngt wird indessen ein Zuckersfeld nie, so wenig wie irgend ein anderes in Brasilien. Dieß ist leicht zu begreifen, da es zum Wechseln Ländereyen in Überfluß gibt.

Die Blätter und Spitzen des Rohres geben ein treffliches Viehfutter ab. Leider aber werden die Zuckersfelder von Mäusen und Füchsen nicht wenig heimgesucht. Die letzteren besonders richten um so größeren Schaden an, da sie eine Menge Rohre abzubeißen, und doch von jedem nur etwas zu fressen gewohnt sind. Eben so fehlt es auch an anderen Plünderern nicht, zumal, wenn die Pflanzung in der Nähe eines viel betretenen Fußsteiges liegt. Jeder Vorübergehende haut sich dann ein halbes oder ganzes Duzend Rohre zu be-

liebigen Gebrauche ab, ohne daß es der Eigenthümer eben hindern kann.

Die Gebäude, die sich auf einer Zuckerpflanzung befinden, pflegen folgende zu seyn:

Die Mühle (Engenho), die entweder durchs Wasser oder von Pferden, auch wohl von Ochsen getrieben wird.

Das Siedhaus, das gewöhnlich mit der Mühle verbunden, und der kostbarste Theil der Anlage ist, indem man Kessel u. s. w. aus Europa kommen lassen muß.

Das Raffinierhaus, (Caza de purgar) das häufig auch zum Brennhaus dient.

Die Capelle, die gewöhnlich sehr groß ist. — Alle diese Gebäude sind fast überall von Backsteinen gebaut.

Das Wohnhaus für den Eigenthümer oder dessen Verwalter, meistens aus Fachwerk, und gewöhnlich mit einem Pferde stall.

Die Negerwohnungen, wovon eine als Krankenhaus dient. Sie stehen in einer langen Reihe, und sind wie das Wohnhaus mit Ziegeln gedeckt. — Das Gefängniß befindet sich in dem Raffinierhause, es ist in der Regel sehr gut verwahrt.

Sämmtliche Gebäude mit Ausnahme der Negerwohnungen, bilden gewöhnlich ein Viereck, dessen Hauptseite die Kapelle einnimmt. Die Negerwohnungen ziehen sich meistens hinter dem Wohnhause hin. Die Anzahl der Neger ist sehr verschieden, je nach dem die Umstände des Besitzers sind. Indessen wird eine Pflanzung mit vierzig Negern, Männer und Weiber zusammen, schon für bedeutend angesehen.

Der Werth des Ganzen, Pferde und Ochsen mit eingeschlossen, wird dann auf drey bis fünf tausend Karolinen geschätzt. Pflanzungen der ersten Classe hingegen mit achtzig Sklaven, und darüber, sind zwischen sieben bis zehn tausend Karolinen werth. Die Sieder, der Raffiniermeister, der Brenner, der Zimmermann u. s. w. pflegen in der Regel freye Leute zu seyn. Die Anzahl der Pferde und Ochsen ist meistens der von den Negern gleich. Man schlägt das Stück von jenen auf drey Karolin, und den Kopf von diesen auf zwey und dreyßig an.

Die sämmtlichen Ländereyen einer Zuckerpflanzung sind folgender Massen eingetheilt: Zuerst die Rohrfelder, dann die Waldung,

die meistens die Hälfte des Ganzen ausmacht — dann die Maniok- und Bohnenfelder — dann das Weideland — Endlich die Felder u. s. w. die gegen einen geringen Grundzins an freye Leute überlassen sind. — Das Ganze, die Waldung mit eingerechnet, hat in der Regel sechs, acht, ja zwölf Stunden im Umfange, wovon aber meistens nur ein Drittheil angebaut ist.

Gleich nach vollendeter Zuckerrohrernte fängt nun die Arbeit in der Mühle an. Diese Mühlen, oder Engenjos, wie sie im Portugiesischen heißen, bestehen aus einem Räderwerk, das mehrere hölzerne oder eiserne Cylinder treibt, die sich neben einander, und perpendicular auf ihren Axen drehen. Zwischen dieselben wird das Zuckerrohr in Bündeln gesteckt, und so lange darin gelassen, bis es gänzlich ausgepreßt ist. Der Neger, der diese Arbeit zu verrichten hat, muß aber sehr vorsichtig seyn, damit nicht seine Hand zwischen die Cylinder kommt. Da dergleichen Unglücksfälle nicht ganz selten sind, so liegt immer eine eiserne Stange mit einem Hammer bereit, womit man dem armen Neger wieder Luft machen kann. Dieß muß aber

sehr schnell geschehen, weil sonst der Cylinder den ganzen Körper faßt. Zuweilen ist man daher gezwungen, den eingeklemmten Arm abzuheben.

Der Zuckersaft läuft durch Röhren in das Siedhaus ab, wo er in einem Kessel gesammelt, mit dem „Temper“ oder geringsten Alkalien*) vermischt, und endlich zum Sieden gebracht wird. Die meiste Mühe macht nun das Abschäumen, das mit vieler Sorgfalt geschehen muß, bis die kochende Masse in einen zweiten kleinern Kessel übergeschöpft werden kann. Hier kocht sie unter fortgesetztem Abschäumen abermals so lange, bis sie sich noch mehr verdickt hat. Jetzt kommt sie in einen dritten, noch kleinern Kessel, wo sie ihre Vollendung erhält. Man erkennt dieß, wenn sie sich in zolllange, zerbrechliche Fäden ziehen läßt.

Hierauf wird sie nun in irdene Töpfe von der Form eines Zuckerhutes geschöpft, wo sie erkalten muß. Der Saß, der sich dabei bildet, fließt unten durch eine kleine

*) Waidasche, hier und da auch Kalt.

Öffnung ab, und sammelt sich in einem großen Bottich, um welchen die Formen herum stehen. Der fertige Zucker wird dann vollends mit Thon behandelt*), bis er die gehörige Weiße und Reinheit erhalten hat. Jetzt wird er aus den Tonnen genommen, in großen Kisten**) zu Puder zerschlagen, und so in den Handel gebracht.

Für den vorzüglichsten Zucker von Brasilien gilt der von Bahia, auch wird davon am meisten verschickt. Die ganze Zucker-Exportation im Allgemeinen schlägt man auf

*) Man bedeckt das obere offene Ende der Form mit feuchtem Thon, dieser durchdringt hierauf die Masse mit seinem Wasser, so lange, bis alle weichen schmutzigen Theile mit fortgesiebert sind.

**) Jede aus vier ganzen Bretern, und zu 15—1600 Pfund. Manche Häuser mustern die mittleren, folglich feineren Theile der Zuckerhüte aus, und verkaufen dieselben um einen höhern Preis. Fast jede Familie raffiniert sich ihren Moscovade-Zucker selbst; der Prozeß ist sehr einfach.

einige zwanzig Millionen Pfunde an. Indessen soll Anbau und Behandlung noch vieler Verbesserungen fähig seyn. Gewiß ist wenigstens, daß man auf den Antillen; besonders auf Jamaica, die Zuckerbereitung weit besser versteht.

Noßa Senhora da Conceicao.

Maria Empfängniß, in ganz Brasilien von doppelter Ehrwürdigkeit. Es gibt nämlich unter diesem Namen eine Menge wunderthätiger Marienbilder, zu denen häufig gewallfahrtet wird. Man bietet daher zur Feyer dieses Festes alles nur mögliche auf. Die Unkosten werden gewöhnlich von den angesehensten Einwohnern bestritten, so daß jeder einen Tag übernimmt. Diese Feyerlichkeiten sind besonders an kleinen Orten charakteristisch, wo sich die alte brasilianische Sitte noch unverändert erhalten hat.

Vor allen Dingen muß für Pulver und Feuerwerksachen, für Spielleute, Schauspieler, Sänger und Tänzer gesorgt worden seyn. Zwey Reihen Flaggen wehen von lan-

gen Stangen auf dem Marktplatze herab. Musik mit Böller- und Flintenschüssen vermischt, kündigt den Anfang des Festes an.

Ein prächtiges Hochamt, ein feyerlicher Wallgang, eine große brasilianische Mahlzeit, wie's hergebracht ist. — Dann des Nachmittags Karten- und Puppenspiel. Endlich des Abends allgemeine Erleuchtung, die sehr einfach veranstaltet wird. Als Lampen werden nämlich halbe ausgehölte Orangen gebraucht. Dabey beständiges Schießen, beständiges Jubeln; je größer das Fest, desto ärger der Lärm.

An einem andern Abende tritt ein sogenannter „Glozados“ oder Stegreisdichter auf. Er sagt Stenzen zur Ehre der heiligen Jungfrau, zum Lobe des Pfarrers, und zum Ruhme der freigebigen Kostenspender her. So wie er endigt, beginnt mit rauschender Musik das Schauspiel. Das Theater ist indessen nichts, als ein drey Fuß hohes Brettergerüste, das an den vier Ecken durch Pechfränze erleuchtet wird.

Zwölf Männer und zwölf Knaben kommen aus dem Hintergrunde hervor, und stellen sich in bunter Reihe zu beyden Seiten

*

auf. Sie tragen meistens Jacken, und lange Hosen, mit rothen Bändern verziert, und haben große buntfärbige Papiermützen auf. Die Musik schweigt, nur eine einzige Guitarre spielt fort. Plötzlich fallen die Sänger im Chor ein, und beginnen dazu einen künstlichen Tanz. Doch in dem Augenblicke kommt ein Schiff mit vollen Segeln daher, und legt hart bey der Bühne an. Es wird durch verdeckte Räder in Bewegung gesetzt, und bezeichnet den eigentlichen Schauplatz des Stückes. Bald darauf treten auch wirklich die spielenden Personen auf.

Diese sind ein Schiffskapitain, sein Lieutenant, sein Steuermann, der Schiffscaplan, der Bootsmann, der Bocksjunge, der Deckschrubber *), und der Teufel als Matrose verkappt. Alle diese Volksstücke drehen sich nämlich um denselben Inhalt herum. Ein Schiff hat anfangs eine glückliche Reise gehabt, leidet aber zulezt von Wind und Wetter außerordentlich. Die Ursache davon ist der Teufel, der sich in Matrosengestalt unter die

*) Der das Verdeck reinigen muß.

Mannschaft eingeschlichen hat. Mit vieler Mühe wird er jedoch endlich erkannt, und über Bord geworfen, worauf der Sturm aufhört, und das Schiff den Hafen erreicht.

Dies der allgemeine Inhalt, der aber durch die extemporisirenden Schauspieler mannigfaltig gewürzt, und ausgeschmückt werden kann. Die ansprechendsten Rollen sind die des Bockjüngers, und des Deckscrubbers, die zwey Tölpel sind, und alles mißverstehn. Daher eine Menge Späße, Abprügelungen, und dergleichen mehr. Der Teufel dagegen ist ein sehr verschmitzter Kauz. So lange er mit dem Kapitein u. s. w. spricht, spielt er den Frommen, ist er aber allein, so flucht er auf eine entsetzliche Art. Endlich aber erhält er seinen verdienten Lohn, wobey besonders die beyden Tölpel sehr thätig sind. Auch der Kaplan, der anfangs ein wenig mitgenommen wird, bekommt jetzt volle Genugthuung.

Die Leute, die diese Stücke vorstellen, sind keine Schauspieler von Profession, sondern Krämer u. s. w., die bey allen solchen Festen zugleich ihrem Erwerbe nachgehen. Sie werden Kost- und wohnungsfrey gehalten.

ten, spielen aber im übrigen umsonst. Einige dieser Gesellschaften sind an vierzig Personen und darüber stark. Es ist ein sonderbarer Anblick, mehrere hundert, ja tausend Menschen vor einer solchen Bühne versammelt zu sehen. Rings umher finstere Nacht, Himmel und Erde in Ruhe versenkt. — Aber mitten darin ein glänzender Lichtpunct voll Leben und Regsamkeit.

Der Maniok.

Die botanische Beschreibung dieser Pflanze *) liegt außer unserem Plan. Es ist *Jatropha Manihot* Lin., deren pastinakähnliche Wurzel die Grundlage des ganzen brasilianischen Ökonomiesystemes macht. Sie selbst heißt mit dem Landesnamen „Mandioca“ das Blatt „Manisoba“ der Stiel „Maniva“ und der Saft „Manipueira“. Eine Art Wurzel, deren Saft ausnehmend giftig ist, darf nicht

*) Die Pflanze selbst wird von den Eingebornen Maniiba genannt. Der portugiesische Name ist Roça. Daher Hum bom roçado de roça ein gutes Maniokfeld.

gebaut werden ; sie ist unter dem Namen „Manipoba“ bekannt. Eine andere , jedoch sehr kleine , deren Saft nicht giftig ist , heißt „Macaxeira“.

Der vorzüglichste Maniok erfordert einen trocknen , warmen Boden , mit Sand vermischt. Es gibt indessen einige Arten , die auch in feuchtem Lande gedeihen. Er wird aus einen Zoll dicken , und sechs bis acht Zoll langen Schnittlingen von den Zweigen gezogen , so daß die Pflanzen vier Fuß von einander stehen. Zum Aufnehmen ist er selten unter achtzehn bis zwanzig Monaten reif , setzt aber bey gutem Boden , auch acht bis zwölf Pfund schwere Wurzeln an.

Um nun Mehl — Farinha da pao*) — daraus zu bereiten , verfährt man auf folgende Art. Zuerst wird die Rinde abgehakt , was sehr viel Mühe macht , dann wird die Wurzel gemahlen , was mittelst eines runden , schnell umlaufenden , Kupfernen Reibeisens geschieht. Dieß Mehl wird nunmehr ausgepreßt , damit der giftige Saft davon geschie-

*) Wörtlich — Holzmehl

den wird. Endlich kommt die „Maga“, wie es jetzt heißt, in einen kupfernen Kessel über ein starkes Feuer, wo man ihr unter beständigem Umrühren den höchsten Grad von Trockenheit gibt.

So vor Feuchtigkeit in Acht genommen, hält sie sich sehr lange, und gibt ein treffliches Nahrungsmittel ab. Man kann mit vollem Rechte sagen, daß das Maniokmehl in Brasilien die Stelle des Brotes vertritt. Die Farinha indessen immer trocken zu essen, wird für ungesund gehalten, und soll die Wassersucht nach sich ziehen. Sie wird daher in der Regel mit heißem Wasser angemacht, worauf sie „Piram“ heißt.

Mandiocca molle ist Maniokwurzel, die durch's Einweichen in Wasser weich und mild geworden ist. Sie hat einen äußerst widrigen Geruch, der aber über dem Feuer vergeht. Ipó ist eine Art wilder Maniok, der gekocht oder geröstet, den besten Maronen gleicht.

Der junge Pflanze.

Folgendes Bruchstück aus Koster's Tagebuche gibt ein treues Bild von dem Leben

eines jungen Pflanzers, der sich diesem Geschäfte erst zu widmen anfängt. Es ist zu gleicher Zeit, was die Physiognomie des Ganzen anlangt, so charakteristisch, daß man es sicher mit Vergnügen lesen wird.

Mein Haus — sind seine Worte — lag am Abhange eines Hügels, und war ein langes, niedriges Gebäude von Fachwerk, mit der Giebelseite nach vorn gekehrt. In dieser befand sich die Thür nebst einem großen Fenster, dessen Aussicht auf das Meer ging. Das Hauptzimmer, wo ich wohnte, war gegen das Feld gekehrt.

Ein Koffer mit Büchern, eine große Kiste zur Aufbewahrung des wöchentlichen Bedarfes von Farinha und Bohnen, ein ungeheurer Wasserkrug mit dem gewöhnlichen Schöpflöffel *) darüber, endlich ein Paar Stühle und Tische, sämmtlich von Acajouholz, machten die ganze Meublirung aus. Neben diesem Zimmer befanden sich noch zwey Klei-

*) Es ist eine halbe Cocosnußschale mit einem langen hölzernen Griffe versehen. Den Wohlhabenden werden diese „Cocos“ meistens von Silber gemacht.

nere, das eine mit einer Gangmatte, das andere mit einem Bette versehen. Eine Küche und Vorrathskammer fehlten nicht; das Übrige des Hauses war noch nicht ausgebaut.

Mein Tagewerk hatte ich auf folgende Art eingetheilt. Jeden Morgen mit Sonnenaufgang, d. h. um sechs Uhr, trat ich vor meine Hausthür, um die Neger zur Arbeit gehen zu sehen. Dieß ist nothwendig, damit der *Feitor**) seine Schuldigkeit thut, und kein Neger zurückbleibt. Sie scheuen nämlich die Morgenluft außerordentlich, selbst wenn man ihnen erlaubt ihre Decken umzuthun. Dann untersuchte ich die Pflanzungsgebäude u. s. w., bis um acht Uhr die Zeit zum Frühstück kam.

Man setzte mir gewöhnlich Thee, Kaffee, Eier, gebackene Fische und Wildpret nebst Madera oder Kapwein auf. War der Kaplan nicht abwesend, so leistete er mir meistens Gesellschaft. Jetzt nahm ich meine Bücher vor, und ritt zuletzt auf die Felder hinaus. Um nämlich den *Feitor* in Athem zu er-

*) Der Sclavenaufseher.

halten, muß das Auge des Pflanzers überall seyn.

Um zwey Uhr Mittagessen, Bananen, frischer Seefisch, wildes Geflügel, junge Cocosnüsse und alter Portwein. Zuletzt die Cesta *), alles zusammen bis drey Uhr. Dann eine Stunde für allerhand laufende Geschäfte, und dann abermals auf das Feld, wo ich bis gegen halb sechs blieb. Jetzt läutete das Angelus, die müden Neger kehrten von der Arbeit zurück; wenig Minuten, und es war völlig Nacht **). Ich beschäftigte mich nun mit Lesen oder hatte den Kaplan bey mir, bis es Zeit zum Abendessen war. Dieß bestand indessen nur aus Früchten und etwas Wein, worauf ich noch einige Cigarren rauchte, und gegen elf Uhr zu Bette ging.

Das Klima gefiel mir ungemein. Die Hitze ward selten, oder niemals drückend; der Seewind kühlte sie sehr regelmäßig ab. Die frischen Nächte besonders geben dem Körper

*) Mittagsschlaf.

**) Wie in allen diesen Breiten; man hat bey-
nahe gar keine Dämmerung.

Immer wieder die nöthige Federkraft. Bey Mondschein waren die Abende entzückend schön. Der Vollmond hat hier ein so starkes Licht, daß man selbst kleine Schrift ohne Mühe dabey lesen kann. Dergleichen Abende brachte ich meistens im Freyen vor meinem Hause zu. Himmel, Erde und Meer in waltenden Silberglanz. Es ist ein unbeschreiblicher durch keine Kunst wieder zu gebender Anblick!

So einförmig im Grunde auch mein Leben war, so erhielt es dennoch von Zeit zu Zeit einige Abwechslung. Die Besuche von benachbarten Pflanzern, die kleinen Reisen nach Pernambuco, die Vorfälle unter den Negern selbst, von ihren Festen an bis zu ihren Diebereyen hinab, es gab immer einige Veränderung. Die Erbauung einer neuen Zuckermühle besonders, beschäftigte mich und meine Leute ungemein.

Jedes neue Gebäude dieser Art muß aber förmlich vom Kaplan eingeweiht werden, ehe irgend ein Neger darin zu arbeiten pflegt. Die Unterlassung dieser Feyerlichkeit zieht, wie sie glauben, unzählige Unglücksfälle nach sich. Als daher alles fertig war, hatte die Einweihung auf folgende Weise Statt.

Wir zogen in Prozession nach der Mühle, wo uns der Aufseher mit dem Siedmeister u. s. w. an der Thüre empfing. Auf dem Brete vor den Cylindern stand ein Crucifix mit zwey Wachskerzen, und auf jeder Seite ein Neger mit einem Rohrbüschel in der Hand. Jetzt trat der Kaplan hervor, las mehrere Gebete ab, und besprengte bald die Mühle, bald die Umstehenden aus dem Weihessel, der deßhalb hingestellt worden war. Dasselbe geschah im Siedhause u. s. w.; überall hatte die nämliche Ceremonie Statt.

Zuletzt nahmen der Kaplan und ich ein Rohr in die Hand, um es zwischen die Cylindern zu thun, was das Zeichen zum Öffnen der Schleuse war. Augenblicklich kam das ganze Werk in Bewegung, die Neger versahen es mit neuem Rohre, und die Einweihung war geschehen. Mittags gab es ein großes brasilianisches Gastmal, und Abends für die Neger Tafia, Musik und Tanz. Was im Getümmel des Lebens unbeachtet vorübergeht, das wird in der Einsamkeit eine Begebenheit, von der man eine Reihe von Jahren zählt. So Zuckerernten und neue Zuckermühlen, Alles erhält nur durch die Stellung Wichtigkeit.

Die Baumwolle.

Die Baumwolle erfordert einen sehr trockenen Boden, wie sie denn überhaupt nur wenig Feuchtigkeit bedarf. Die Saatzeit ist meistens im Januar, nachdem der erste Regen *) gefallen ist, doch kann es unter gleichen Umständen, auch in jedem anderen Monate geschehen. Man macht kleine viereckige Löcher, immer sechs Fuß von einander, und thut in jedes drey Saamenkörner hinein. Dazwischen wird Mais gepflanzt.

In vollem Laube, und mit ihren gelben glänzenden Blüten, sieht die Baumwollstaude sehr schön aus. Späterhin aber, wenn die Kapseln aufgesprungen, und die Blätter verwelkt sind, ist's freylich durchaus das Gegentheil. Die erste Ernte hat gewöhnlich im achten oder neunten Monate Statt. Jede Staude liefert nämlich drey bis vier Ernten, wovon die zweyte die feinste Baumwolle gibt.

Die rohe Baumwolle ist bekanntlich mit den schwarzen Saamenkörnern vermischt; sie

*) As primeiras aguas.

Bedarf daher einer sorgfältigen Reinigung, was mittelst einer einfachen Maschine geschieht. Das Ganze besteht aus zwey horizontalen Cylindern, die sich in entgegengesetzter Richtung drehen; sie werden durch ein großes Rad in Bewegung gesetzt. Wird nun Baumwolle dazwischen gesteckt, so fällt sie gereinigt auf die andere Seite, während der Saame zurückbleiben muß.

Allein noch ist die Baumwolle keineswegs völlig rein; es befinden sich nämlich noch Reste von zerquetschten Saamenkörnern und dergleichen darin. Sie wird deshalb in Haufen geschichtet, und mit langen Stöcken durchgeklopft, bis aller Unrath davon geflogen ist. Allein hieraus entsteht der Nachtheil, daß die Fiber zerschlagen wird. Da nun die Länge derselben für die Manufakturisten so wünschenswerth ist, verliert die Waare immer an Werth dadurch.

In der Regel pflegen die Pflanzer die Reinigung selbst zu übernehmen; häufig verkaufen sie aber auch ihre Baumwolle roh, *en caroco*, wie man sagt, an solche Personen, deren Lebenserwerb jenes Geschäft ist. Diese halten sich daher immer in der Nähe solcher

Pflanzungen auf, indem die Verführung der rohen Baumwolle sehr beschwerlich ist.

Die erste und beste Sorte der brasilianischen ist die von Pernambuco, die schlechteste die von Maranhão. Mitten inne stehen die von Bahia, Ceará und Rio Janeiro. Die Ausfuhr der ersten Sorte ist sehr stark; sie wird jährlich auf 60—80—90,000 Ballen geschätzt. Aus allen Punkten jener Kapitanie wird daher Baumwolle nach Recife gebracht. Man bedient sich eigener Leute dazu. Dann wird sie in große Ballen von rohen Häuten gepreßt, die den königlichen Stempel erhalten müssen, und so nach Europa verschifft.

Der Gewinn, den der Anbau der Baumwolle abwirft, ist bey guten Ernten außerordentlich groß. Leider aber treten auch häufig Mißjahre ein. Dieß alles verhindert indessen die fortwährende Vermehrung der Pflanzungen nicht, nur daß man sie, der größern Trockenheit wegen, vorzugsweise im Innern anlegt. Der Saame könnte ein gutes Futter für's Rindvieh abgeben; das Üble ist nur, daß er sich nie ganz von den Fasern reinigen läßt.

Mandinga.

Ein Wort aus der Negersprache, das eine doppelte Bedeutung hat. Jede Bezau-
berung nämlich, wie jedes Zaubermittel wird
Mandinga genannt. Die Kunst befindet sich in
den Händen gewisser Meister oder *Mandingueiros*, die zugleich Wahrsager,
Schlangenbeschwörer, Taschenspieler u. s. w.
sind.

Sie erhält sich durch Überlieferung, wie
denn fast jede große Pflanzung einen solchen
Mandingueiro hat. In der Regel geben sich
indessen nur alte Neger damit ab. Die *Mandingueiros*, sagt der Volksglaube, können je-
dem mit ihren Mitteln den Tod anthun. Die
Neger fürchten sich daher außerordentlich da-
vor. Das portugiesische Wort für jene Bezau-
berung ist *Feitiço*, für diese Zauberer
Feiticeiros.

Die Mandinga hat ungefähr die Größe
eines Apfels, und besteht aus einem Gemisch
von Erde, Federn, Asche, Lumpenstreifen u.
s. w., das in fünf bis sechs Baumblätter von
Granaten, Orangen u. dgl. eingebunden ist.
Es scheint jedoch, daß die Zusammensetzung

nach der verschiedenen Absicht verändert wird. Man legt die Mandinga unter die Schlafstätte der Person, worauf in drey Tagen die Wirkung erfolgt.

Nicht immer ist es indessen auf den Tod dabey abgesehen. Die Mandinga soll auch Liebe und Haß erregen, krank oder gesund machen, ein Vorhaben befördern oder verhindern, kurz Alles bewirken, was dem Käufer gerade angenehm seyn kann. Die Neger wissen hierüber eine Menge Wundergeschichten zu erzählen, und unterhalten sich ganze Abende davon. Auch diese „Contas verdes“ oder Ammenmärchen gehören zu der Ideenmasse, die überall denselben Culturgrad zu bezeichnen pflegt.

T a b a k.

Der Tabak wird in ganz Brasilien, theils als Handelsartikel, theils zum eigenen Bedarfe gebaut. Letzteres ist besonders unter den niedern Ständen der Fall. Eine der vorzüglichsten Sorten wächst in der Kapitanie Bahia. Sie gehört derselben ausschließend an, da sie vermöge eines ausdrücklichen Privile-

giums in keiner andern gebaut werden darf. Man verfähet dabey auf folgende Art.

Das Feld wird äußerst sorgfältig bereitet, und der Saame sehr weitläufig gesät. Sobald die Pflänzchen sechs bis acht Wochen alt sind, kommen sie auf ein anderes gleich gut zugerichtetes Feld. Hier wachsen sie in acht bis zehn Monaten so vollkommen aus, daß sie von vier bis sieben Fuß Höhe sind.

Nachdem die Blätter abgenommen worden, werden sie auf schräg gestellte Breter gelegt. Hier verwittern sie ein wenig, worauf der Saft vollends ausgebrückt wird. Dieß geschieht, indem man sie an den Enden stark zusammenhaspelt, und in einzelne Bunde von dreyßig bis vierzig Pfunden zusammenpreßt. So trocknen sie im Kurzen völlig aus, und sind zum Versenden geschickt.

Der Tabak von Bahia gab ehemals einen äußerst bedeutenden Handelsartikel ab. Er wurde nicht nur in Portugal, sondern auch in Spanien vor allen übrigen Sorten gesucht. In letzteres Land ward er noch um so häufiger eingeschmärzt, da er um drey Vierteltheile wohlfeiler war. Eben so ging er in ungeheurer Menge nach den Raubstaaten, so wie

*

nach der Küste von Guinea. Hier war er so gesucht, daß er für Gold, Elfenbein und Gummi den besten Tauschartikel abgab.

Dieß alles ist aber seit den letzten zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren ganz anders geworden, indem der virginische Tabak den Vorzug bekommen hat. Nach dem Urtheile von Kennern indessen, dürfte der von Bahia nur besser behandelt werden, um eben so gut wie jener, und dennoch um vieles wohlfeiler zu seyn.

Negerwik.

Ich hatte mich verspätigt — erzählt ein Augenzeuge — so daß es beynahе dunkel geworden war. Da ich aber auf Mondschein rechnen konnte, brach ich unbedenklich mit meinen Negern auf. Anfangs ging es ziemlich gut. Allein allmählich ward der Himmel immer düsterer, bis endlich auch der letzte Sternenschimmer verschwand. Jetzt fing es an so heftig zu regnen, daß es beynahе einem Wolkenbruche glich. Bis auf die Haut durchnäßt, langte ich ungefähr nach einer Viertelstunde bey einem einzelnen Wirthshause (Vend) an.

Sogleich machte ich nun von dem hiesigen Mittel gegen Erkältungen Gebrauch. Dieß ist nichts anderes als Rum. Man schüttet sich ein Paar Gläser in die Stiefeln, begießt sich mit vier andern Kopf und Schultern, und trinkt, so viel man vertragen kann. Jose *), bekam ebenfalls seinen Antheil — „Nichts für Kopf, nichts für Fuß!“ — sagte er — „Aber für Bauch!“ — und so leerte er den Coco **) mit einigen Zügen aus. — Gern hätte ich hier übernachten mögen; allein ich ward auf einer gewissen Pflanzung sehr bestimmt erwartet, und so mußte es daher weiter gehen.

Der Regen hatte unterdessen aufgehört, allein der Himmel blieb mit schwarzen Wolken bedeckt. Man konnte keine Hand vor den Augen sehen; nur von Zeit zu Zeit erhellte ein Blitz die Finsterniß. In solchen Augenblicken nahm ich die Straße wahr, die längs einem Abgrunde hinlief. Jose ritt voran; ich bemerkte, daß er sich zu sehr rechts hielt, und rief ihm zu. Aber kaum hatte ich ausgeredet —

*) Der Name des Neger's.

**) Das Trinkgefäß aus einer Cocosnuß gemacht.

Frach! — stürzte er mit einem Haufen Steine in die Tiefe hinab.

Alles war öd um mich; kein Licht, so weit ich zu sehen im Stande war. Indessen stieg ich ab, band mein Pferd an einen Aloestamm, und rief dem Neger zu. — „Wo bist du Jose? — Hier unten Herr! — Wo ist der Esel? — Hier unten Herr? — Wie geht's dir Jose? — der Esel ist wohl Herr! — Aber du selbst? — Ich bin ebenfalls wohl Herr? — Hast du die Pistolen? — Ja Herr! — Nun so komme herauf!“ —

Keine Antwort; ich wiederholte daher meinen Befehl — „Komm herauf Jose, tummle dich!“ — Ich kann nicht Herr! — Warum nicht? — Der Esel will nicht. — Nun so komm allein! — Ich darf nicht. — Warum? — Der Esel läßt mich nicht. — Aber Jose, bist du betrunken? — Gewiß nicht Herr! — Nun dann, was willst du denn? — O Herr! wenn ihr an meiner Stelle wär't — Nun? — Es würde euch eben so gehen!“ —

„Wie denn? — Seht Herr! da liegt der Esel, und neben dem Esel liege ich — Gut! — Er sagt nichts, er schnauft nicht, er rührt

sich nicht, er frisst nicht, er säuft nicht — Nun was fehlt ihm denn? — Ich glaube, er ist todt Herr! — Wirklich? — Ja Herr! Aber ich kann nichts dafür? — Wie so? — Das tückische Thier hat's mit Fleiß gethan!" —

Man kann denken, ob ich bey diesen Worten ernsthaft blieb. Indessen ließ ich den armen Teufel, der schon die Peitsche fürchtete, gutes Muthes seyn. Bald kam er nun mit dem Sattel u. s. w. herauf, führte mein Pferd am Zügel, und fand den Weg im eigentlichen Sinne mit der Nase aus. Wirklich erblickten wir auch in einer halben Stunde die Lichter der Pflanzung, und langten gegen neun Uhr wohlbehalten daselbst an.

Ökonomische Bemerkungen.

Die Feijaens, oder welschen Bohnen werden besonders in Baumwollen-Distrikten angebaut. Hier geben sie eines der ersten Nahrungsmittel für die Neger ab. Umgekehrt ist dieß der Fall in den Küstengegenden, wo man sie nur für die freyen Einwohner zieht. Mit Cocosßaft gekocht, sind sie eine sehr beliebte Leckerey.

Der Milho oder Mais wird an der Küste,

in der Regel mit dem Manioß, zuweilen aber auch auf Zuckersfeldern gebaut. In den innern Districten wird er mit der Baumwolle gesäet, wo er noch weit besser, als mit dem Manioß fortkommt. Gekochter Mais gibt ein gewöhnliches Frühstück für die Neger ab, und ist, mit Zucker oder Syrup vermischt, gar nicht unschmackhaft. Sie nennen es „Angu de milho“ — Maismehl, „Fariinha de milho“ dient in den Bergwerksgegenden statt des Manioßmehls.

Von Bananen werden drey Arten bemerkt. Die „Banana curta“ oder kleine Banane, die nicht über zwey Zoll lang ist; die „Banana comprida“, oder große Banane, der eigentliche Pisang, und endlich die „Banana de quatro vintems“ die Viervintems Banane. Sie hat diesen sonderbaren Namen erhalten, weil jeder der großen Fruchtbüschel in der Regel für vier Vintems *) verkauft wird. Die kleine Banane gibt mit trockenem Manioßmehl das gewöhnliche Frühstück aller farbigen Leute ab. Die Bananas von Los Santos **) sind

*) Ungefähr 27 fr. rh.

**) S. den eigenen Artikel im ersten Bändchen.

in ganz Brasilien als die vorzüglichsten bekannt.

Der Gemüsebau vermehrt sich außerordentlich. Die meisten dieser Gärtner sind von den Azoren, oder aus Portugal. Schon werden Schoten, allerhand Kohlarten, Salat, u. s. w. in Menge auf die Märkte gebracht. Die europäischen Zwiebeln arten hier immer in kleine ovale aus; sie sind daher nur unter dem Namen „Cebolinhos“ *) bekannt. Auch die europäischen Erdäpfel nehmen hier nach einigen Jahren Geschmack und Farbe der brasilianischen Batata **) an.

Feder Vieh, vorzüglich Hühner, Truthühner, Enten und Tauben, gedeiht ziemlich gut, besonders wenn man es von Füchsen und Mädern zu bewahren weiß. Gänse hingegen werden nur mit Mühe aufgebracht. In der Nähe von großen Städten ziehen die Neger besonders viel Hühner zum Verkaufe auf. Geschmortes und gebratenes Geflügel ist ein gewöhnliches brasilianisches Gericht.

In der Capitania Para gibt es eine

*) Zwiebelchen, Verkleinerungswort von Cebola.

**) Der süße Erdäpfel, Solan. tuberos.

Art Seidenwürmer, deren Concon drey-
mal größer, als bey dem gemeinen Seidenwurme
ist. Sie werden mit Pomeranzenblättern ge-
füttert; ihre Seide fällt dunkelgelb aus.

In den innern Gegenden der Kapitanie
Bahia, besonders gegen Tapagippa hin, sind
die Wälder mit Bienenstöcken angefüllt.
Diese Stöcke befinden sich auf mäßig hohen
Bäumen, haben wenigstens zwey Fuß im
Durchmesser, bestehen aus einer Thormasse,
die an einen Fuß dick ist, und scheinen in
Form einer Muschel, nach Art der Schwal-
bennester zusammengesetzt.

Das Innere ist wie bey andern Bienen-
stöcken, nur daß der Honig immer flüssig,
und das Wachs sehr unrein ist. Die Bienen
selbst sind kleiner und schwärzer als in Eu-
ropa. Bey dem Überflusse an Zucker wird der
Honig nur als Arzneymittel gebraucht. Man
pflegt diese Bienenstöcke häufig auszusägen,
und bey den Pflanzungen unter einem Ob-
dache aufzustellen, wo sie unverändert fort-
gedeihen.

Die *Jpecacuanha* wächst eigentlich
noch völlig wild, und zwar in den dicksten
Wäldern, weil sie am besten im Schatten ge-

deist. Mit dem Sammeln derselben geben sich meistens nur Caboclos *), und dergleichen Leute ab. Man unterscheidet weiße und schwarze Ipecacuanha, nur die letzte wird nach Europa versandt. Jene ist ein gewöhnliches brasilianisches Hausmittel bey Erkältungen und zur Blutreinigung. Beyde Arten werden auch von dem größeren Wilde als Futter gesucht. Es hat allen Anschein, daß die schwarze Ipecacuanha in kurzem regelmäßig angebaut werden wird.

Pomeranzen dienen hier häufig zum Händewaschen u. s. w., und nehmen den Schmutz noch besser, als Seife weg. Man schneidet sie nämlich durch einander, und reibt die Haut so lange damit, bis sie völlig rein ist. Auch wird der Pomeranzensaft als ein vortreffliches Heilmittel bey veralteten Geschwüren gerühmt **).

Ein ganz neue Pflanze in Brasilien ist der Theestrauch. Er ward vor ungefähr sechs Jahren von China eingeführt, und un-

*) Getaufte Indianer.

**) Wie es auch in Portugal, Spanien und Sicilien der Fall ist.

ter Aufsicht zweyer chineßscher Gärtner in einer Villa bey Rio Janeiro angepflanzt. Er soll so gut gedeihen, daß man Versuche im Großen damit zu machen denkt. Welche neue Aussicht für den Handel und den Wohlstand von Brasilien!

S e e a n s i c h t e n .

Nach einer vierzigtägigen Fahrt — erzählt ein Augenzeuge — bekamen wir mit aufgehender Sonne die niedrigen Küsten von Pernambuco zu Gesicht. Zuerst zeigte sich nördlich die Anhöhe mit der Stadt Olinda, und einige Seemeilen südlicher das Cap St. Agostinho; dann, als wir näher kamen, Recife mit den Schiffen davor, und den Cocospflanzungen im Hintergrund. — Olinda war, mit seinen weißen Häusern und Gärten, in glänzenden Rosenduft getaucht. Recife schien auf den purpurnen Bogen zu schwimmen, von der schäumenden Brandung eingefast.

So wie wir uns nun dem Hafen näherten, flogen unzählige Jangadas in allen Richtungen bey uns vorbey. Diese pfeilschnell segelnden Fahrzeuge waren ein ganz neuer Anblick für mich. Es sind nichts als Flöße aus

sechs leichten Stämmen zusammengesetzt, und mit einem großen Segel versehen. Gewöhnlich werden sie nur von zwey Mann regiert. Da man in einiger Entfernung nur das Segel sieht, wird man durch diese Jangadas nicht wenig überrascht *).

Bald näherte sich jetzt das Lootsenboot; dann das Boot mit dem Hafenmeister; dann das Zollboot, endlich noch ein Boot mit Lande- leuten von uns. Alle diese Fahrzeuge wurden von nackten Negern in gelben Strohhüten gerudert, und legten zu beyden Seiten des Schiffes an. Alles schrie und rief durch einander, die Neger besonders machten einen ent- fesselichen Lärm.

Zuletzt stieg der Lootse mit vier von sel- nen Leuten, und die Zollwache an Bord. Jener stellte sich an die Schiffswinde, und gab die Bewegungen an. Bald schrie er sei- nen Leuten auf portugiesisch, bald unsern Ma- trosen in verdorbenem englisch zu. Dieß gab

*) Hierzu das Kupfer. — An der Gabel hin- ten hängen zwey Kürbissflaschen; vorn am Vord- theil liegt der Anker; unter dem Segel steht ein Gefäß.

natürlich Verwirrungen aller Art. Endlich kamen wir jedoch glücklich in den Hafen, worauf ich sogleich an's Land fuhr.

Wir stiegen am Zollhan aus; hier war alles ganz neu für mich. Hunderte von Negern, die mit Ballen und Fässern beladen, ihre afrikanisch-portugiesischen Reime abgurgelten; eine Menge farbiger Personen, mit Papierrollen in den Händen; Mestizinnen vor großen Haufen von Cocosnüssen, Orangen, Citronen u. s. w.; Cigarrenhändler, und Wasserverkäufer; eine aufziehende Wache von lauter Mulattengesichtern; und ein Bänkefsänger, der die Heldenthaten eines Mameluco absingt; eine Reihe dreystöckiger Häuser mit Flaggen darüber; die Balcone mit Stauden und Blumen, mit Papageyen und Affen besetzt; Orgeltöne und Chorgesang, Glockengeläute und Kanonendonner — Alles vereinigte sich zu einem Eindrücke, der mir unvergeßlich seyn wird.

C o c o s b ä u m e.

Der Cocosbaum (portug. Coqueiro) liebt einen trocknen, sandigen Boden, und kommt daher am besten an der Küste fort. Wenn

eine Cocospflanzung angelegt werden soll, werden die Nüsse in langen Reihen, zwölf Zoll tief, gesteckt. Nach fünf Monaten brechen die Schößlinge hervor, und nach Verlauf eines Jahres sind sie zum Verpflanzen geschickt. Sie bekleiben in der Regel sehr gut; nur ist darauf zu sehen, daß der Boden von anderem Anfluge frey gehalten wird. Nach fünf bis sieben Jahren fangen die Bäume an zu tragen, und bleiben dann vierzig bis fünfzig Jahre, fast unverändert fruchtbar.

Der Cocosbaum wird auf die mannigfaltigste Art benutzt. Vor allem dient die Nuss zu einem sehr wohlschmeckenden Nahrungsmittel, womit sich Hunger und Durst fast gleich gut stillen läßt. Dann wird aus dem Marke ein treffliches Oehl gewonnen, das man zum Brennen und Seifensieden benutzen kann. Die äußere Rinde liefert ein gutes Material zu Tauwerk; die innere Schale wird zu Trinkgefäßen gebraucht; die Wurzeln dienen zum Korbflechten; die Stämme und Blätter werden zu Futter benutzt.

Das Cocosöhl wird durch's Kochen gewonnen, man schöpft es mit Leichtigkeit ab. Zwey und dreyßig Cocosnüsse geben siebzehn

Pfund öhligtes Mark, und diese drey Pfund reines Ohl. Die äußere Rinde wird durch Schlagen und Rosten zur Bearbeitung geschickt gemacht. Dieß wird so lange wiederholt, bis sie sich hanfartig zertheilen läßt.

So zum Verarbeiten fertig, wird sie *Cairo* genannt. Frische Rinde ist leichter zu rösten als ältere, weil sie nicht so trocken ist. Vierzig Stück *Cocos*nußrinden geben sechs Pfund *Cairo*, bey sorgfältiger Behandlung versteht sich. Es werden selbst Ankertaue aus diesen Fasern gedreht.

Nichts herrlicher als die Küstenstriche, die mit *Cocospflanzungen* bedeckt sind. Die Seeluft scheint diesen Bäumen ausnehmend zuträglich zu seyn. Nirgends kommen sie daher besser fort; nirgends erreichen sie diese Höhe, dieses Alter, diese Vollkommenheit. Von der Seeseite aus gesehen, bieten jene Küstenstriche einen höchst reizenden Anblick dar.

Vorn das spiegelnde Meer, das liebend das Land begrüßt; dann die *Cocos* mit den wallenden Kronen kühn in den Äther hinein; dann die rothe Kapelle mit dem hohen Kreuze und den blendend weißen Häusern an dem grünenden Hügel hinab; endlich im Hinter-

grunde der düstere Urwald, und über demselben die Gebirgsgipfel des Inneren mit glänzendem Gewölke umringt.

Sittenzüge.

Wie in allen reinkatholischen Ländern, so ist auch in Brasilien das Kirchliche aufs innigste mit dem Leben verknüpft. Am Palmsonntage z. B. hat in allen Hauptkirchen ein feyerliches Hochamt Statt. Nach Endigung desselben werden die geweihten *Cacaoweige* vertheilt. Sie sind zwey Fuß lang, von weißer Farbe und mit Goldlahn und bunten Papierschnitzeln verziert. Man betrachtet sie als Amulette, und hebt sie daher sehr sorgfältig auf. Die Häuser z. B. werden dadurch vor Stürmen, wie vor dem Blitzstrahl geschützt. •

Unter den zahlreichen Processionen der Charwoche, heben wir besonders die des Judas Ischarioth aus. Dieser wird im Bildniß durch die Straßen geschleift, dabey wüthend grüßhandelt, hierauf gehangen, und zuletzt verbrannt. Die ganze Execution geschieht unter einem furchtbaren Geschrey, mit tausend Schimpfwörtern vermischt. In den

größern Städten hat man vier bis fünf dergleichen Figuren, wovon jede an einem eigenen Galgen aufgehangen wird.

Eine andere Procession ist die der Flagellanten = Bruderschaft. Mehrere, eigends hierzu gedungene Mulatten und Neger, zerfleischen sich dabey auf eine schaudererregende Art. Sie werden dafür aber auch mit fünf bis zehn Patachen*) bezahlt. Die feyerlichste Procession des ganzen Jahres findet am Fronleichnamsfeste Statt. Hier zeichnet sich besonders die Figur des Schutzpatrones von Portugal aus. Dieß ist der heilige Georg zu Pferde, der dann ganz mit Diamanten bedeckt erscheint.

Am grünen Donnerstage — erzählt ein neuer Reisender — gingen wir Nachmittags um drey Uhr aus, um die Kirchen zu besuchen. Die Straßen wimmelten von Menschen; gegen ihre Gewohnheit waren auch die Frauen der höheren Stände zu Fuß. Sie trugen farbige Seidenzeuge, und waren um die Wette gepunkt. Wohin man blickte, nichts als goldene Ketten, Perlenschnuren und Diamanten

*) Neun bis achtzehn Gulden rhein.

in Überfluß. So spazierten sie durch die ganze Stadt. Die Kirchen selbst waren aufs prächtigste geschmückt, und strahlten in blendendem Lichterglanz. Der Hochaltar besonders schlen ein Flammenmeer.

Am Charfreitage dagegen war alles Ernst und Traurigkeit. Altäre und Kanzeln waren schwarz behangen; alle Frauen erschienen schwarz gekleidet, nirgends erschallte ein Glockenton. Wir gingen um zehn Uhr Morgens in die Domkirche, um die Kreuzabnahme zu sehen. Ein ungeheurer Vorhang hing von der Hauptkapelle herab; ein Missionär aus dem Penhakloster *) mit einem langen Barte, fing eben zu predigen an. Nach einem nicht sehr kurzen Eingange rief er endlich: — „Da sehet ihn selbst, unsern Herrn und Heiland, der für unsere Sünden am Kreuz gestorben ist!“ — In dem Augenblicke flog der Vorhang auf, und wir sahen ein großes, ganz nach der Natur gearbeitetes Crucifix, von wirklichem Kunstwerth. Rund darum standen eine Menge junger schöner Mädchen, als

*) Es sind italienische Klostergeistliche.

Engel gekleidet, jedes mit einem Flügelpaar. Am Fuße desselben lehnte der heilige Johannes, und neben ihm kniete Maria Magdalena, beide in passendem Kostüm. Das Ganze war sehr gut geordnet, und machte einen höchst rührenden Eindruck.

Der Missionär schilderte nun die Kreuzigung mit vieler Beredsamkeit. Zuletzt rief er: — „Sehet wie Jesus Christus vom Kreuze genommen wird!“ — In demselben Nu näherten sich die vier Kriegsknechte, die Gesichter mit schwarzem Flor verhüllt. Zwey legten Leitern an und stiegen hinauf, zwey blieben am Kreuze stehen. Der eine von jenen nahm die Überschrift mit den Buchstaben I. N. R. I.; der andere die Dornenkrone ab, und reichte beides den untenstehenden zu.

Hierauf schlugen sie ein weißes Tuch um das Haupt des Leichnams, drückten es einige Mal darauf, und zeigten zuletzt das blutige Dornenmal. Jetzt zogen sie die Nägel aus den Händen, befestigten weiße Binden unter den Achseln, und ließen den Körper langsam herab. Die Salbung und Grabeslegung endigte dann den frommen Act. Alles dieß geschah nach den Ausrufungen des Mis-

sonders, in gewissen Zwischenräumen und unter Begleitung einer sanften Trauermusik. Die Versammlung war in Gefühl versunken; sehr viele Frauen weinten still für sich.

Brasilienholz.

Brasilien bringt mehrere Arten von Färbholz, sowohl zum Roth- als Gelbfärben hervor; allein das eigentliche Pernambuco- oder Brasilienholz^{*)}, findet sich nur in der Kapitanie Pernambuco ausschließlich. Der Baum wird so groß wie unsere Eiche, die Rinde ist graulichweiß, mit kurzen Stacheln besetzt. Die wechselsweise stehenden Blätter sind fast wie beim Buchsbaum. Die hellrothen Blüthen riechen wie Mayblumen, und hängen büschelweise an langen Stengeln herab.

Das Holz ist äußerst hart, und nimmt eine vortreffliche Politur an. Indessen wird es nur selten zu Tischler- und Drechslerarbeiten gebraucht. Von außen ist es blaßroth, gespalten aber erscheint es dunkelroth; die

*) Pao Brazil — Pao da Reipha.

Späne haben einen Zuckergeschmack. Im Feuer funkelt es, und gibt nur wenig Rauch. Es färbt gerade noch einmal so stark wie Campêcheholz. Anfangs erscheint die Farbe gelb, bald aber wird sie tiefes dunkelroth. Man zieht auch eine Art Karmin, besonders für Miniaturmaler daraus.

Der Handel mit Brasilienholz ist ein Regal. Indessen war für den Anbau und die Schonung dieser kostbaren Bäume bis ganz vor kurzem nicht im mindesten gesorgt. Man überließ Alles der Natur, und fällte die Bäume, groß oder klein, ohne Unterschied. Daher die Seltenheit derselben in der Nähe der Küste, und die kostspielige Verführung des Holzes selbst. Alles wird nämlich auf dem Rücken von Maulthieren nach Recife gebracht. Würde der Handel einmal frey gegeben, so könnte die Anpflanzung dieser Bäume auf allen Zuckerplantagen geschehen.

A m e i s e n.

Man findet deren in ganz Brasilien, doch ohne daß sie eben sehr beschwerlich sind. Umgekehrt hingegen ist dieß auf Itamaraca der Fall. Hier kann man sie wirklich als eine

Landplage ansehen. Besonders zeichnen sich die sogenannten Maniof = Ameisen *) aus. Sie sind dunkelroth, von einem Viertelzoll bis einen lang, und nähren sich bloß von Vegetabilien, am liebsten vom Maniof. Ihr Biß ist äußerst schmerzhaft, zuweilen lassen sie selbst die Fühlfäden in der Wunde zurück.

Um sie von Bäumen und Pflanzungen abzuhalten, werden die Häufen perpendicular durchstoßen, und mit brennenden Cocosblättern belegt. Dieß hilft fast immer, wenn auch nur auf kurze Zeit, daher es fleißig wiederholt werden muß. Am beschwerlichsten sind diese Ameisen in der Regenzeit. Hier dringen sie in die Häuser ein, und richten in den Mais- und Zuckermagazinen große Verheerungen an. Man kann sich dann nicht anders helfen, als daß man die Wände, an denen sie hängen, mit brennenden Cocosblättern absengen, und neu bewerfen läßt. Das Verstopfen der Ritzen macht die Hauptsache aus.

Nicht selten geschieht es auch, daß ein

*) Formiga de roça.

Gebäude von den Ameisen untergraben wird *). Hier ist sehr schnelle Hülfe nöthig, wenn sie nicht zu spät kommen soll. Folgendes Mittel gilt für untrüglich, vorausgesetzt, daß man mit Sorgfalt dabey zu Werke geht. Man gräbt nämlich den Boden rund um den Haufen, ungefähr einen Fuß tief auf, und zündet dann am Eingange desselben ein tüchtiges Feuer von Schwefel und dergleichen an. Jetzt läßt man zu beyden Seiten ein Paar große Blasebälge spielen, und treibt die stinkende Rauchsäule in die Öffnung hinein. Zeigen sich hier und da Rigen in dem Ameisenhaufen, so werden sie sorgfältig mit brennenden Blättern verstopft.

Für Deutsche, die etwa nach Brasilien gehen sollten, in dieser Hinsicht noch einen Fingerzeig. Bekanntlich werden Insekten eben so leicht durch Gerüche vertrieben als angelockt. Was nun die Ameisen betrifft, so ist ihnen nichts so sehr zuwider, als das stinken-

*) Nicht mit dem Copim (Termes arbor.) zu verwechseln, der seine ungeheuren Nester auch in das Sparrwerk macht, und so allmählig ein ganzes hölzernes Haus zerstört.

de Weinsteinöhl *) und der Fischgeruch. Jenes wird am bequemsten in Zimmern, Gewölben, Speisekammern, Gewächshäusern u. s. w. gebraucht; indem man kleine zur Hälfte damit gefüllte Gläser in gewissen Entfernungen aufstellt. Der Fische dagegen bedient man sich am besten in Magazinen und im Freyen, besonders wenn sie bereits in Fäulniß übergegangen sind. Man legt sie dann entweder zwischen die Zuckerkisten u. s. w., oder steht auch dergleichen in die Ameisenhaufen selbst; endlich begießt man die Bäume und Pflanzen mit Fischbrühe **) oder versieht sie mit Strohseilen, die davon durchdrungen sind. Vielsältige Erfahrungen haben bewiesen, daß man auf diese Art die Ameisen gänzlich abzuhalten vermag.

Brasilianische Fäbre.

Alle Culturverhältnisse stehen in nothwendigem Zusammenhange; wer eines kennt,

*) Oleum tartari foetidum.

**) Gerings- oder Stodfischlacte, oder die eigentliche Fischbrühe selbst.

schließt richtig auf das Ganze davon. Der Araber geht in Schläuchen über die Flüsse, der Hindu bedient sich runder Körbe dazu; die Wilden haben ihre Baumstämme, und die Brasilianer ihre Fährten, aus ein Paar zusammengebundenen Balken.

Welcher Abstand von allen diesen, zu den großen nordamerikanischen Fahrzeugen, auf dem Delaware und Hudson, jenen ungeheuren Doppelbooten mit gemeinschaftlichen Verdecken, worauf man an zweihundert Mann, zehn Lastwagen, sechzig Pferde, und eine Menge Waarenballen überführen kann!

Unsere brasilianische Fährte dagegen, wie unvollkommen, wie einfach, und dennoch der Embryo, wenn wir so sagen dürfen, eines künftigen Dampf-Fähr-Boots! Man verfolgt diese Idee mit Vergnügen, man eilt im Geiste der Zukunft vor. Dieß ist der wahre Genuß der intellectuellen Begeisterung, die sich gleich dem elektrischen Funken der Seele des Lesers mittheilt.

Vergleichen Fahren, wie die erwähnten, werden nicht selten auch von Reisenden zusammengesetzt. Holz dazu findet sich leicht; zum Binden der Balken dienen die Packstri-

de; in wenig Stunden ist man fertig damit. So wie nun die Fähre in's Wasser gelassen ist, stellt sich an jede Ecke derselben ein Mann, und schiebt sie fort bis er keinen Grund mehr fühlt.

Jetzt fängt er an mit Hülfe der einen Hand zu schwimmen, während er die andere zum Leiten der Fähre braucht. Auf diese Art werden die größten Flüsse, freylich nicht in gerader Linie passirt. Wenn man übrigens mit Pferden oder Mauleseln über einen Fluß setzen will, braucht man nur eines davon an die Fähre zu binden, und die andern folgen von selbst. Dieß die Verhältnisse der Cultur; aus einem Blatte erkennt man den ganzen Baum!

P a p a g e y e.

Brasilien ist das Land der Papageye, der größten, schöngefiedertesten Vögel. Sie fliegen in dichten Scharen, und bevölkern die Bäume oft zu vielen hundert an der Zahl. Sie zeigen die glänzendsten Farben in eben so bunter als geschmackvoller Mischung.

Indessen gibt es auch völlig schwarze,

etwas in's Grüne spielend, deren Füße gelb, Augen und Schnäbel hingegen roth sind. Für die schönsten gelten die völlig grünen mit gelber Platte und gleichem Halsband. Der Kopf ist mit einem blauen Busche verziert, während der Schwanz aus gelben, rothen und grünen Federn besteht. Dieser langen, glänzenden Schwänze bedienen sich die brasilianischen Oberhäupter zum Kopfschmuck.

Eine ganz eigenthümliche Papageyenart ist der *Tu in*, wie er in der Landessprache heißt. Er hat zwar nur die Größe eines Sperlings, lernt aber das Sprechen außerordentlich leicht. Dabey vergißt er indessen sein natürliches Zwitschern keineswegs, sondern mengt es immer dazwischen ein. Überdem ist er äußerst lebhaft, und wird in kurzer Zeit so kitzig, daß er aus dem Munde fressen lernt. Er ist daher der eigentliche Damenliebhaber von Brasilien. Man versichert, daß er mit seinen Herrinnen oft Reisen von hundert Stunden und darüber macht.

Sollten dieß die schönen Leserinnen unglaublich finden, so habe ich wenigstens ein analoges Beispiel bey der Hand. Die Gemahlinn des ehemaligen spanischen Geschäfts-

trägers zu Dresden, meines Freundes *), brachte 1801 einen Kanarienvogel aus Cadix mit, der während der ganzen langen Reise nach Sachsen, völlig frey im Wagen gewesen war. Bald ruhte er auf ihrem Busen; bald saß er ihr auf den Schultern; bald hüpfte er auf dem Schlage herum; bald flog er abwechselnd zu einem Fenster hinaus, zu dem andern wieder herein. Sein Futterkästchen und Trinkgefäß war dabey in einer Ecke angebracht. In den Wirthshäusern nahm er bey'm Frühstück und Mittagessen regelmäßig auf der Stuhllehne seiner Gebieterinn Platz. So wie sich aber die Sonne zum Untergange neigte, schlüpfte er in ihren Busen, bis er zuletzt in seinen kleinen Nachtkäfig gethan ward.

Auf diese Art war er von Cadix nach Dresden gekommen, und auf dieselbe Weise ging er im Sommer 1804, bey der Versetzung meines Freundes, mit nach St. Petersburg. Eben so machte er zwey Jahre später die Rückreise über Wien und Würzburg nach Madrid. Ich sah damals die-

) Don Manuel Gonzalez y Salmon.

ses liebeliche Thierchen selbst. Seine Kleinen Augen glänzten von Geist und Zärtlichkeit. Dabey war er aber so eifersüchtig, daß er selbst meinen Freund von seiner Gebieterinn entfernt zu haben bemüht war. Dieß gab Gelegenheit zu vielen Scherzen, und doch auch zu Bemerkungen ernsterer Art. Aber genug! — Möchte diese kleine Episode den schönen Leserinnen nicht unangenehm gewesen seyn!

Botanische Miscellen.

Caroa.

Der portugiesische Name der *Bromelia variegata*. Diese Pflanze wächst besonders sehr häufig in den Sertoens von Pernambuco, Paraíba und Ceara. Sie blüht im Juli, August und September. Die Fibern der Blätter, gehörig in stehendem Wasser macerirt *), taugen sehr gut zu Tauwerk, und grober Leinwand. Am häufigsten findet man die Caroa in der Gegend von Curimatau, und Cairi de Fora, in der Capitanie Paraíba. Da die Verführung bey den guten

*) D. h. höchstens fünf Tage, sonst faulen sie.

Wegen bequem, und die Küste nicht weit entfernt ist, so böte die Fabrication im Großen unstreitig viele Vortheile dar. Dieß diene künftigen Einwanderern zum Nachdenken.

G r a - u a t a d e R e d e .

Eine neue Species der Bromelia, die sogenannte Bromelia Sagenaria. Sie hat diesen Namen erhalten, weil man sich ihrer vorzugsweise zu Fischernezen bedient. Dergleichen Grauata-Neze halten nämlich weit länger, und bleichen, vermöge eines gewissen natürlichen Firnisses weniger, als alle übrigen ab. Zum Überflusse wird jedes fertige Netz noch in einen Absud von einer gewissen adstringirenden Rinde eingeweicht, wodurch es ganz schwärzlich wird.

C a r o a t a = A g u ,

sonst auch Piteiro, die Baum-Aloe, Agave americ. (vivipara). Man weiß, wie gut die Fasern derselben zu benutzen sind, und wie dieß ehemals besonders in Valencia geschah. In Brasilien ist es aber nicht der Fall. Man macht bloß Schnüre für die Franciscaner davon. Sonst dient der Piteiro zu Zäunen,

auch wird das schwammige Mark desselben viel von den Landleuten gebraucht. Da es nämlich sehr langsam brennt, erhalten sie meistens ihr Feuer damit.

Ananas Manso.

Die gemeine Ananas, *Bromelia Ananas*. Die Fasern derselben zeichnen sich vor allen übrigen durch Stärke und Feinheit aus. Sie lassen sich mit vieler Leichtigkeit bleichen, und eignen sich daher vorzugsweise zu Hemdenleinwand. Diese Ananas gedeiht in Brasilien, besonders im Thonlande außerordentlich. Die Pflanzungen dauern vierzehn bis sechzehn Jahre, ehe man sie zu erneuern braucht. Regen und Sonne, beides schadet der Ananas nichts; auch wird sie von keinem Insekten heimgesucht. Durch Gährung erhält man ein vorzügliches Getränk von dieser Frucht.

Piqui.

Acantacaryx Piuguis, in der Kapitanie Ceará und Piauí. Der Baum wird bey verhältnißmäßiger Dicke an fünfzig Fuß hoch, und liefert treffliches Schiffbauholz. In sandigen Gegenden besonders kommt er sehr gut fort. Die

Früchte gleichen den Pomeranzen, nur daß das Fleisch dicker und öhlichter ist. Sie sind überdem äußerst nahrhaft, und daher, besonders in Mißjahren, ein sehr wohlthätiges Geschenk.

B u r i t i.

Vielleicht Borassur? Diese Palmenart ist eine der schönsten und höchsten, die man im Distrikte Piaui nennen kann. Sie kommt indessen nur in Sumpfboden fort. Die Frucht gleicht einem Hühnereye, und ist bey völliger Reife mit rothen spiralförmig geordneten Schuppen besetzt. Unter diesen liegt ein öhlichtes Mark, von gleicher Farbe, aus dem sich, mit einer Beymischung von Zucker, ein herrlicher Kühltrank bereiten läßt. In Übermaß genossen theilt er der Haut, und den Augenäpfeln eine gewisse röthlich gelbe Farbe mit. Eigentlich schädlich scheint er indessen nicht zu seyn.

Maracuja Suspiro.

Passiflora. Sie liefert die feinsten und kleinsten Früchte dieser Art. Daher der Zuname Suspiro, weil man eine auf einmal verschlucken kann. Dieser Baum findet sich besonders in der Serra von Beruoca, an den Ufern

74

des Acaragu. Die Frucht läßt einen äußerst angenehmen Geschmack und lieblichen Geruch im Munde zurück.

C o c o N a j a.

Eine große Palme, die vorzüglich in den Distrikten Cairi, Novo, und Piaui, sehr häufig wächst. Die Früchte enthalten drey bis vier Saamenkerne, aus denen sich ein Öhl pressen läßt, das dem von *Cocos nucifera* gleicht. Zugleich sind dieselben mit einer Art. zähen Kraftmehls bedeckt, das in Mißjahren sehr brauchbar ist. Es werden dann Suppen davon gekocht, und mit dem gemeinen Öhle geschmakt.

Ein anderes Nahrungsmittel gewährt das weiße Mark, das in dem obersten Theile des Stammes gefunden wird. Es hat einen angenehmen, süßlichen Geschmack, so daß es selbst roh gegessen werden kann. Gekocht gleicht es dem Wälschkohl, nur daß es fester ist. Getrocknet gibt es, wie die *Areca oleacea*, die Grundlage einer Menge trefflicher Gerichte ab. Zu gleichem Gebrauche ist auch das Mark der *Palmeira pindoba* *) ge-

*) *Cocos butir*. Linn.

eignet, die besonders in der Kapitanie Pernambuco sehr häufig wächst. Ein sehr gutes Öl liefert die unter dem Namen Dendezeiro bekannte Palmenart. Es wird in Recife vorzugsweise als Speiseöl gebraucht.

C a r n a u b a ,

sonst auch Carnaiba, *Corypha cerifera*. Eine der nützlichsten Palmenarten, die es geben kann. Sie wird an dreißig Fuß, und darüber hoch, liebt aber durchgehends niedriges Land, wo Wasser in der Nähe ist. Daher wächst sie an den Ufern der Flüsse und Bäche von Pernambuco, Paraíba do Norte, Ceara und Piauí, besonders aber am Jaguaribe, Apodi, Mosoro, und Agu. In einer gewissen Periode des Reifens gleicht die Frucht einer kleinen Olive; völlig reif aber ist sie glänzend schwarz, und von der Größe eines Taubenens. In jenem Zustande gibt sie, mit Milch gegessen, ein gesundes Nahrungsmittel ab. Doch muß sie vorher nochmals abgessotten werden, bis sie alle Bitterkeit verloren hat. Sie schmeckt dann ungefähr wie gekochter Mais. Die reife Frucht wird bloß als Viehfutter gebraucht.

So lange die Carnauba nicht über fünf Fuß hoch ist, enthält der Stamm derselben ein sehr nahrhaftes Mark, das in Wasser zerquetscht, so weiß wie Maniokmehl wird. In Mißjahren eine große Wohlthat für die Einwohner jener Theile von Brasilien! der ausgewachsene Stamm gibt gutes Bauholz, die alten Blätter werden mit vielem Vortheil zum Dachdecken gebraucht. Ein solches Dach dauert an zwanzig Jahre, ehe es einer Ausbesserung bedarf.

Die Blätter von jungen Carnaubas sind zwey Fuß lang, und nach ihrer Entfaltung eben so breit. Wenn man sie in diesem Zustande abschneidet, und im Schatten trocknen läßt, so bilden sich auf der Oberfläche eine große Menge kleiner weißlicher Schuppen, die man ohne Mühe absondern kann. Am Feuer geschmolzen, geben sie eine Art von blaßgräulichem Wachs, das fast geschmacklos ist, aber einen angenehmen Geruch, etwa wie frischgemähtes Heu hat.

(Eine Menge Versuche haben gelehrt *).

*) G. Philosophie. Transact. for. 1811. u. Nicholsons Journal Vol. XXXI. p. 14.

daß dieses Wachs zwar die charakteristischen Eigenschaften des gewöhnlichen besitzt, im chemischen Verhalten aber sowohl von diesem als von andern ähnlichen Substanzen sehr verschieden ist; daß es durch Anwendung der verdünnten Salpetersäure am besten zum Bleichen geschickt zu werden scheint, und daß es vorzüglich sehr gut zu Lichtern gebraucht werden kann, sobald entweder $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{10}$ Talg, oder auch $\frac{1}{3}$ gewöhnliches Wachs zur Masse gemischt wird.

Anil de Pernambuco.

Koanophyllon tinctoria, ein Strauch, der zu der Classe der Syngeusten gehört, und zwölf Fuß, auch darüber hoch wird. Die Blätter sind zwey bis drey Zoll lang, und verhältnißmäßig breit. Beym Ausdrücken geben sie einen Saft, womit man Baumwollzeuge blau färben kann. Sie brauchen bloß vier und zwanzig Stunden darin zu wässern, dieß ist genug.

Anfangs ist die Farbe grün, an der Luft aber wird sie blau. Sie ist so haltbar, daß sie nicht nur der Seife und Pottaschenlauge widersteht, sondern eher schöner dadurch wird.

Vielleicht ließe sich aus jenem Saft ein trockner Färbestoff bereiten, wie aus der *Indigofera tinctoria*. Unsere Pflanze ist übrigens leicht zu ziehen, der Saame, der dem Salatsamen gleicht, geht in wenig Tagen auf. Der Boden muß aber Marschland mit strengem Betten, sogenannte *Varzea fresca* seyn.

I m b u z e i r o.

Spondia tuberosa. Dieser Baum wächst häufig in den Sertoens von Pernambuco und Paraíba. Die Frucht ist gelb und etwas kleiner als ein Hühnerey. Sie hat einen lederartigen Überzug, aber ein saftiges Fleisch von süßlich saurem Geschmack. Mit Zucker und geronnener Milch vermischt, gibt sie ein sehr beliebtes Gericht, die sogenannte *Imbuzada ab*.

Der Baum treibt große, horizontale, aber nur wenig eindringende Wurzeln aus. Auf diesen befinden sich, ziemlich nahe bey einander, eine Art runder Auswüchse, die acht Zoll *) im Durchmesser haben, und mit Wasser gefüllt sind. Auf diese Art fehlt es

*) Hum palmo.

den Bäumen zur Zeit der Dürre nie an Feuchtigkeit. Für Jäger sind diese Wasserblasen zuweilen ein sehr willkommener Fund. Der Baum wird leicht durch Schößlinge fortgepflanzt.

B a t a t a d e P u r g a.

Convolvulus mechoacan. Die Knorrige Wurzel dieser Species wird in dünne Scheiben geschnitten, die man auf einen Faden reiht, und an der Luft trocknen läßt. Es ist ein gelindes, sehr gesuchtes Laxiermittel, das man in allen Kramladen haben kann. Das daraus bereitete Pulver selbst wird Parga de batata genannt. Zwey Drachmen reichen für einen Erwachsenen hin. Alles kommt indessen auf die Zeit an, wo die Wurzel eingesammelt wird. Dieß muß nämlich geschehen, wenn die Blätter abgestorben sind, und ehe die Regenzeit eintritt. Nur Pulver von solchen Wurzeln kann die gehörige Wirkung thun.

M a n g a o e i r a.

Ribeirea Sorbilis. Dieser Baum kommt gut in Sandland fort. Die gelbe rothgefleckte Frucht hat die Größe eines Tauben-, häufig auch eines Hühnerens. Sie wird auf den

Märkten von Bahia und Pernambuco in Menge verkauft. Zerstampft gährt sie äußerst leicht, und gibt einen Essig von trefflicher Güte, der selbst stärker als Weinessig u. s. w. ist.

Almecega.

Amyris pernambucensis. Dieser Baum wird zuweilen außerordentlich hoch. Aus der Rinde desselben tröpfelt ein harzartiger Saft, der zwar nicht in Wasser, wohl aber im Weingeist völlig auflöslich ist. In den Wäldern von Goiana und Alhandra findet sich dieser Baum so häufig, daß das Harz für die Indianer, für die Caboclos nämlich, einen Handelszweig abgibt. Sie verkaufen es von zwanzig zu vierzig Reis das Pfund. Jenes ist der Preis des rohen Harzes, (*Almecega crua*) dieses des gereinigten (*Almec. cozida*.)

Das Almecega hat beynahe dieselben medicinischen Kräfte wie der Terpentin; unter andern wird es bey Kopf- und Zahnschmerzen, als wirksames Pflaster gebraucht. Auch die Apotheker wenden es zu gewissen Salben an. Eben so vermischt man es mit gelbem Wachs, und macht ordinäre Lichter daraus.

Thut man den vierten Theil Talg dazu, so gibt es eine gute Schmiere für die Wasserräder in den Zuckermühlen, oder eine Art Brey zum Kalfatern von Booten ab. Beim Verbrennen hat es einen weihrauchartigen Geruch.

Die Vorrechte der Engländer.

Sie sind auf alte Verträge gegründet, und erhielten durch den letzten Handels- und Schiffahrtstractat *) abermals vollkommene Bestätigung. Ihrer Wichtigkeit wegen zählen wir dieselben punctweise auf:

1. Alle englischen Kaufleute können in ganz Brasilien frey und ungehindert Handel treiben, Contracte schließen, kaufen, verkaufen u. s. w. wie es ihnen beliebt.

2. Wenn über dergleichen Angelegenheiten Streitigkeiten entstehen, sollen sie jedes Mal mehr zum Vortheil als Nachtheil der Engländer entschieden werden **).

3. Alle brittischen Unterthanen können nur

*) Vom 19. Febr. 1810. Art. 26.

**) Mais em seu favor do que em odio.

in ihren Häusern verhaftet, und auch nur daselbst, oder im Fort St. Jorge in Verwahrung gehalten werden, wobey ihr Rang zu berücksichtigen ist.

4. Diese Verhaftungen können nur durch einen höheren Beamten, nicht aber durch Subalternen geschehen. (Nach dem portugiesischen Ausdrucke nur durch den Alcaide, nicht aber durch „Homems de vara“).

5. Jeder Befehl zu einer Verhaftung oder Hausfuchung muß von dem englischen Juez conservador mit unterzeichnet seyn. (Dieß ist eine von den Engländern selbst erwählte portugiesische Magistratsperson, die bey den Gerichten ihrer Gerechtsame wahr nimmt.)

6. Für Weine und andere Artikel, die englische Kaufleute erweislich zu ihrem eigenen Hausbedarfe beziehen, sind sie von den gewöhnlichen Abgaben befreyt.

7. Die englischen Kaufleute können nie, und in keinem Falle gezwungen werden, ihre Häuser und Waarenlager, aus was immer für einer Ursache zu räumen.

8. Sie sind nicht verbunden, Vormundschaften zu übernehmen; sie müssen es denn freywillig thun.

9. Sie können alle Arten von Waffen, bey Tag und bey Nacht, mit oder ohne Laterne tragen, nur müssen sie vorsichtig damit umgehen.

10. Sie sind ausdrücklich von der Gerichtbarkeit des „Juez de Orfaons y Auxentes“ befreyt. (Dieß ist ein Beamter, in dessen Hände alle Waisengelder, so wie die beweglichen und unbeweglichen Güter aller der Personen fallen, die, ohne Erben an Ort und Stelle zu haben, mit Tode abgehen. Es wieder von ihm herauszubringen, pflegt natürlich mit vielen Weitläufigkeiten verbunden zu seyn.)

11. Alle Handelsgehülffen, und andere Diener der Engländer genießen dieselben Vorrechte, wobey jedoch die Zahl derselben auf jedes Handelshaus einzeln genommen, auf sechs fest gesetzt wird.

12. Hierbey gilt aber die ausdrückliche Ausnahme, daß diese Gehülffen und Bedienten keine Spanier sind.

Ornithologische Originale.

Die größten wie die kleinsten, die einfachsten wie die sonderbarsten Formen der Or-

nithologie, alle finden sich in Brasilien. So bevölkert der amerikanische Strauß *) die Ser-taens oder Steppen des Innern, und so begrüßen tausende von Colibris den landens den Fremdling. Unter diesen Colibris, diesen vogelartigen Schmetterlingen, möchte man sagen, zeichnet sich besonders der sogenannte Tomineju **) aus. Er ist der kleinste von allen Arten, und wiegt mit seinem Neste zusammen kaum vier und zwanzig Gran.

Über der einfachsten ornithologischen Form, dem gewöhnlichen Haushuhn, bietet aber auch Brasilien zwey höchst originelle dar. Eine davon, die, wie es scheint, nur hier gefunden wird, ist der Anhinga ***), ein taucherähnlicher Wasservogel, der Ante gleichend, aber mit einem Halse, der fast drey Fuß hoch über den kleinen Körper emporragt ****). Rücken und Schwanz sind schwärzlich, der Unterleib dagegen ist weiß; der Hals, so wie

*) Struthio Rheas Lin.

**) Trochilus minim. Guam. i. Markgr.

***) Plotus Anhinga Lin.

****) Hierzu das Kupfer nach Latsam mit derselben Unterschrift.

der Kleine , fast kahle Kopf rothbraun , der Schnabel gezähnt und graulich gelb.

Dieser Vogel ernährt sich , wie alle seines Geschlechtes , von Fischen und andern Wasserthieren , weßhalb er häufig auf den Gipfeln von Bäumen nistet , die nahe am Wasser stehen. Da er seinen Hals nach Belieben verkürzen und ausdehnen kann , schnellst er denselben gleichsam schlangenartig auf die Fische zu , so daß er nie seinen Fang verfehlt.

Ein anderer merkwürdiger Vogel Brasiliens ist der Toucan^{*)}. Wenn man auch dergleichen im übrigen südlichen Amerika findet , so gehören doch die meisten der siebenzehn bisher bekannten Arten ursprünglich Brasilien an. Der hier abgebildete Toucan ist schwärzlich , mit einem breiten , bindenartigen rothen Striche um den Leib , während die Kehle und das Ende des Rückens weiß sind. Der ungeheure Schnabel besteht aus einer dünnen , leichten , hornichten Schale ; die

^{*)} Ramphastos piscivorus Lin. Hierzu das Kupfer nach Catesby mit derselben Unterschrift.

Spitze ist unten bläulich, oben scharlachroth gefärbt. Diese Vögel leben gesellig, und lassen sich so zahm machen, daß man sie ihre Jungen nach Art der Hühner führen sieht. Einer Sage nach höhlt sich der Toucan sein Nest in den Bäumen mit seinem Schnabel aus; er ist daher auch unter dem Namen „Carpintero“ der Zimmermann bekannt.

Ein anderer Toucan, der *Tomé*, zeichnet sich durch seine zwar rauhen und schwachen, aber dennoch sehr articulirten Töne aus. Nach diesen wird er, vollkommen bezeichnend, von den Indianern *Ta - ca - Ta - ca* genannt. Eigentlich lebt er nur von Insekten, doch hatte *Jacquin* einen, der auch rohes Fleisch fraß, das er zuvor im Wasser erweichen ließ.

Schlangen.

Was in ältern Zeiten *Piso* geleistet, ist allgemein bekannt. Eben so weiß jedermann, welchen herrlichen Anfang neuerdings der Prinz Maximilian von *Neuwied* gemacht hat. Während wir demnach das Wissenschaftliche den Naturforschern überlassen, schränken

wir uns auf eine Reihe unterhaltender Bemerkungen ein.

Die G u r u - c u c u - Schlange ist sechs bis neun Fuß lang, und schwarz und gelb gestreift. Sie ist giftig und hat die Eigenschaft, daß sie das Feuer nicht scheut, sondern vielmehr dadurch angezogen wird. Auf diese Art würde sie den Reisenden gefährlicher als jede andere seyn. Da sie indessen im eigenthümlichen Sinne ganz blind auf die Flamme zufrücht, so wird sie leicht vermieden und umgebracht. Diese Schlange liebt übrigens das Feuer so sehr, daß sie selbst vom Boden aufspringt, sobald man mit einer Fackel oder einem brennenden Büschel bey ihr vorbeikommt.

Die C o b r a d e d u a s c a b e c a s — die zweyköpfige Schlange — wird von ihrem Aussehen so genannt. Ihr oberer und unterer Theil endigt nämlich in einen Kopf. Wird sie berührt, so richtet sie diese beyden Köpfe auf, krümmt sich in einen Kreis, und droht dem Angreifenden damit. Diese Schlange ist weißlich grau, nicht über achtzehn Zoll lang, und ungefähr so dick wie ein mäßiger Federkiel. Sie scheint gänzlich blind zu seyn, denn

sie stößt überall an, und prallt dann in entgegengesetzter Richtung zurück. Sie hält sich häufig in Ameisenhaufen und selbst in Häusern, am liebsten aber in Misthaufen auf.

Die „Cobra de veados“ oder Antelopenschlange, ist *Boa constrictor*. Sie fällt zuweilen selbst Menschen an, pflegt aber, sobald der Angreifer nur sein Messer *) brauchen kann, immer den Kürzern zu ziehen. Man glaubt allgemein, daß einer, der von einer Antelopenschlange gebissen worden ist, von keiner andern mehr etwas zu fürchten hat.

Eine der schönsten Schlangen dürfte die Korallenschlange — „Cobra de coral“ — seyn. Sie ist schwarz, weiß und roth gestreift. Die Striche laufen in der Quere, und sind von großer Lebhaftigkeit. Bey zwey Fuß Länge mag die „Cobra de coral“ ungefähr die Dicke eines Mannsdaumens haben; sie soll giftig seyn.

Gegen den Schlangenbiß werden in Brasilien eine Menge Mittel angewandt. Unter diesen stehen die Beschwörungen der Ma-

*) Nämlich eine nach brasilianischer Art, das unsern großen Vorschneidmessern gleicht.

dingueiros oben an. Jeder dieser Heermeister hat eine zahme Schlange, die dabey eine Hauptrolle spielt. Während er nämlich seine Zauberworte hersagt, läßt er sie auf dem Gesichte des Gebissenen herumkriechen, wodurch das Gift aus dem Körper getrieben werden soll. Der Glaube an diese Mandingueiros ist allgemein.

Anderere Mittel sind Öhl und Rum, beyde für sich allein, in großer Menge innerlich gebraucht. Auch hat man ein eigenes Schlangenkraut, das aus Afrika gekommen seyn soll, und sorgfältig in Töpfen gezogen wird. Diese „Herva cobreira“ scheint die Caatia des Piso zu seyn. Die von ihm so genannte Turupoba wäre dann auch vielleicht die Turubeba, die fast überall in Brasilien wächst. Gegen den Schlangenbiß wird sie indessen nicht gebraucht. Ein Absud von der Wurzel wird dagegen bey Erkältungen, bey dem Husten u. s. w. gerühmt.

Die Sertanejos.

Name.

Das Wort Sertam bezeichnet zweyerley: Einmal jede Küstengegend, die noch we-

Brasilien II.

nig oder gar nicht angebaut ist, dann aber, und im eigentlichen Sinne, das ganze innere Brasilien von Pernambuco aus, im Gegensatze der Küste selbst. Wahrscheinlich ist Sertam von Deserto (Desterro), Wüste, Steppe gebildet, indem das De und O weggeworfen, und für letzteres die portugiesische Vergrößerungssylbe Am angehängt ward. In der Mehrzahl sagt man Sertoens. Die Einwohner dieser innern Gegenden werden Sertanejos genannt.

Gestalt und Farbe.

Die Sertanejos sind ein kräftiger, gutgebauter und wohlgebildeter Menschenschlag; die Weiber besonders pflegen in ihrer Jugend fast durchgängig sehr hübsch zu seyn. Die Hautfarbe ist bey beyden Geschlechtern tiefes Dunkelbraun; in diesen baumlosen Steppen, in dieser großen Entfernung von der Küste scheint die Wirkung der Sonne doppelt stark. Indessen hat fast jedes Individuum seine eigenthümliche Schattirung. Zwey Sertanejos von derselben Farbe gelten für eine Seltenheit. Selbst Kinder von denselben Altern weichen darin ab. Immer aber ist die Farbe rein und

fest; jenes kränkliche schmutzige Gelbbraun der Küstenbewohner kommt nie in der Sertam vor.

Anzug.

Gewöhnlich tragen die Sertanejos nichts als ein Hemd mit langen Hosen von grober Leinwand, nebst einer lederen Mütze, und Sandalen von Rindschaut. Wenn sie aber auf Reisen sind, haben sie einen vollständigen Anzug von dunkelbraunem Leder an, wie der Kupferstich *) zeigt.

Ein solcher Sertanejo auf seinem kleinen Pferde, mit langer Mähne und gleichem Schweife, macht in der That einen höchst sonderbaren Aufzug. Der hohe, hinten und vorn mit einer Lehne versehene Sattel; die verrosteten Steigbügel, das dicke, weit herausstehende Gebiß, die langen, rauhen zusammengedrehten Zügel, der rothe, runde Wosack mit der Hangmatte, und etwas Wäsche gefüllt; die *Boroacas* **) mit der *Jarina*, dem gedörrten Fleische, dem Tabak und allem was zum Rauchen gehört, hinten

*) Ein Einwohner aus dem Innern.

**) Eine Art Schnappst.

quer über den Sattel gehängt ; schon* dieß hat ein wahrhaft erotisches Ansehen.

Dann aber der Reiter selbst, mit seinem schmalen, niedrigen Lederhute, die kurze braungerauchte Pfeife im Munde; mit Messer und Säbel bewaffnet; in der rechten Hand eine lange geflochtene Reitgeißel; an den nackten Fersen die großen verrosteten Sporen — in Wahrheit eine echte brasilianische Originalfigur.

Die Weiber der Sertanejos *) gehen gewöhnlich bloß im Hemde und Unterrocke, und haben dabey in der Regel keine Strümpfe, ja häufig selbst keine Schuhe an. Auf Reisen indessen lassen sie die letztern durchaus nicht fehlen, und schlagen überdem um Kopf und Schultern ein Stück grobe weiße Leinwand. Alle Zeuge besserer Art stehen nämlich in der Sertam in ungeheurem Preise. Ein Weiberanzug von gemeinem englischen Kattun, wird mit 8 — 12,000 Reis, oder zwey bis drey Carolinen bezahlt. Dieß wird sich aber künftighen ändern, da der Handel in die Sertam

*) Oder die Sertanejas, wie man auch mit der weiblichen Endung sagen kann.

iezt jedem frey steht. Kinder beyderley Geschlechtes pflegen bis zum sechsten oder siebenten Jahre völlig nackend zu gehen. Dann aber kleidet man sie auf obige einfache Art.

Nahrungsmittel und Krankheiten.

Die Lebensart der Sertanejos ist äußerst einfach; die Grundlage ihrer Nahrungsmittel macht das Rindfleisch und das Maniokmehl aus. Sie halten drey starke Mahlzeiten täglich; ihr Appetit soll musterhaft seyn. Zuweilen wird der Maniok durch Reis, seltner durch Mais, in Mißjahren durchgehends durch die Carnauba *) ersetzt. Wo es der Boden erlaubt, pflegt man allerdings Maniok, Reis u. s. w. zu bauen. Das meiste wird indessen aus andern Gegenden eingeführt.

Von grünen Gemüsen wissen die Sertanejos, mit Ausnahme der Gartenbohnen, durchaus nichts. Diese hingegen sind ein sehr beliebtes Gericht, nur werden sie erst bey gänzlicher Reife, also vollkommen hart und eingeschrumpft, gepflückt. Wildwachsende Früch-

*) Siehe oben unter dem Artikel botanische Miscellen.

te liefert die Sertam in Überfluß; gebaut wird nur die Wassermelone und der Pisang. Butter soll hier und da von einzelnen Familien bereitet werden; in der Regel trifft man aber nur irische an. Käse hingegen wird überall gemacht. Frisch ist er sehr gut, nach fünf, sechs Wochen aber wird er hart oder wenigstens zäh.

Der in der Sertam herrschenden Krankheiten sind nur wenig; Weingeschwüre dürften die häufigsten, Wechselfieber die seltensten seyn. Das Klima ist gesund, wie überhaupt im ganzen inneren Brasilien. Die Wassersucht, die Puez, der unter dem Namen Daws bereits beschriebene Aussatz *), und die Auszehrung kommen hier und da, jedoch nicht häufig vor. Die Pocken wütheten ehemals von Zeit zu Zeit außerordentlich; aber auch hier hat die Vaccination Wunder gethan. Die Masern zeigen sich bösartig, erscheinen jedoch nur als Seltenheit. Brüche werden häufig gefunden; Verrenkungen sind so gewöhnlich, daß sie fast jeder Sertanejo zu behandeln versteht.

*) Im ersten Bändchen in dem Artikel Sclaven.

Viehzuht.

Dies ist die Hauptbeschäftigung der Sertanejos, und ihr Haupterwerb. Rindvieh und Pferde besonders ziehen sie in großer Menge auf. In der Sertam bedeutet daher das Wort Fazenda keine Pflanzung wie anderswo, sondern eine Bejagung von Weideland mit einem gewissen Viehstand.

Die Gränzen dieser Fazendas sind gänzlich unbestimmt. Der Überfluß an Land, die weite Entfernung derselben von einander hat bis jetzt jede Bezeichnung des Eigenthums unnöthig gemacht. Gewöhnlich wird die Größe nach so genannten Sertam = Legoas *), oder nach der Anzahl von Kälbern berechnet, um die sich die Heerde jährlich vermehrt. Allein man sieht leicht, daß diese Berechnungen immer nur annähernd sind.

*) Es gibt deren dreyerley: Legoas grandes, Legoas pequenas und Legoas de nada. Die ersten, die großen pflegen von drey bis vierzehnhalf Stunden, die zweyten, die kleinen von zwey bis drey Stunden, die dritten so gut wie nichts, aber doch von anderthalb Stündchen zu seyn.

Jeder dieser Fazendas wird von einer Familie bewohnt. Nicht immer aber ist es der Eigenthümer selbst, sondern häufig auch ein Verwalter desselben, der an dem Ertrage seinen Antheil hat. Die mäßig großen Wohnhäuser dieser Güter sind von Lehm gebaut, und zuweilen mit Ziegeln, meistens aber mit Carnaubebältern gedeckt. Betten und Stühle werden durch Hangmatten ersetzt; statt des Tisches wird, mit seltenen Ausnahmen, der Boden gebraucht. Einige Töpfe, Ziegel und Pfannen, ein silbernes oder irdenes Waschbecken^{*)} endlich mehrere halbe Kürbissflaschen^{**)}, dieß ungefähr pflegen die Geräthschaften in einer solchen Fazenda zu seyn.

Auf jeder dieser Besitzungen ist eine gewisse Anzahl *Baqveiros*, d. h. Hirten, angestellt. Diese haben an dem jährlichen Er-

*) Nach der alten portugiesisch-brasilianischen Sitte des Händewaschens vor und nach der Mahlzeit.

**) Es gibt deren von drey Zoll bis drey Fuß in Umfang. Sie werden zu Wassergefäßen u. s. w., auch zum Messen gebraucht. Eine ganze Kürbissflasche heißt *Cabaça*, eine halbe *Cuia*.

trage der gewonnenen Kälber und Füllen einen gewissen Antheil . und können überdem noch Schaaf, Schweine und Ziegen nach Belieben aufziehen. Sie stehen sich daher allerdings sehr gut , haben aber auch eine äußerst beschwerliche Arbeit. Die meiste Mühe macht das Zeichnen des Viehes , was jährlich zweymal geschieht.

Zu diesem Ende werden zuerst die Kühe , mit ihren Kälbern , aus allen Theilen der Besitzung zusammen getrieben , und vor dem Wohnhause in geräumige Veräunungen zusammengedrängt , die am anderen Ende mit einem zweiten Thore versehen sind. Hierauf fängt nun das Zeichnen bey den Kühen an , die diesem Thore am nächsten stehen. Man bedient sich hierzu eines glühenden Eisens mit einem beliebigen Buchstaben , u. dergl. , das auf den rechten Hinterschenkel gedrückt wird. Sobald eine Kuh u. s. w. gezeichnet ist , wird sie augenblicklich herausgelassen , so daß die übrige Anzahl immer nachrückt. Mit einiger Vorsicht , die stößigen Kühe anzubinden , oder niederzuwerfen , geht dieses Zeichnen meistens ganz ruhig ab.

Weit ernsthafter aber ist die Sache , wenn
Brasilien II.

eine Heerde Ochsen zusammengetrieben werden soll. Diese Thiere sind nämlich so an die Freiheit gewöhnt, daß man sie nur mit großer Mühe einfangen kann. Sobald der Stier den Reiter auf sich zukommen sieht, eilt er mit heftigen Sprüngen in den benachbarten Wald. Hier muß ihm nun der Reiter auf dem Fuße folgen, damit er zu gleicher Zeit mit durch die geöffnieten Gebüschte kommt.

Nicht selten pflegt es dabei zu geschehen, daß der Stier unter dicken herabhängenden Baumzweigen hinschlüpft. In diesem Falle muß der Reiter sehr behend und vorsichtig seyn. Er muß sich nämlich rechts so tief auf sein Pferd hinabneigen, daß er mit seiner linken Hand den Sattelgurt fassen, und mit seiner linken Ferse die Sattelklappe berühren kann, während er jedoch immer in starkem Trabe bleibt. Ersieht er endlich seine Gelegenheit, so rennt er dem Ochsen seine lange starke Lanze in die Rippen, wirft ihn durch eine geschickte Wendung über den Haufen, sperrt ihm dann Füße und Hörner, und treibt ihn auf diese Art ruhig nach der Fazenda.

Mit ungleich weniger Mühe werden die

Pferde zum Zeichnen zusammengetrieben, zumal, da es immer nur in Gestütsabtheilungen von fünfzehn bis zwanzig Stück geschieht. Als merkwürdig verdient angeführt zu werden, daß jeder Beschäler nicht nur die Hengstfüllen, sondern auch die Stuttenfüllen forttreibt, sobald sie ausgewachsen sind. Ein Beschäler, der dieß unterläßt, gilt für schlecht, und wird ausrangirt. Die Sertampferde sind klein, aber zuweilen recht gut gebaut; an die Verbesserung der Race denkt man nicht.

Die Farbe derselben ist ein sehr wichtiger Punct; man beurtheilt den Grad der Stärke darauf. Bläßen, mit gleicher Mähne und Schweife, gelten am wenigsten; mit schwarzer Mähne und Schweife bedeuten mehr. Am geschätztesten indessen sind die schwarzbraunen, mit schwarzer Mähne und Schweife, so wie die schwarzgedüpfelten Grauschimmel. Die gewöhnlichsten Farben sind braun, und grau. Das Wallachen ist in der Sertam allgemein. Alle Sertampferde sind wegen ihrer Kampflust bekannt, daher der Reiter zuweilen in Verlegenheit kommt. Eine wahre, aber sonderbare Bemerkung ist,

daß alle Pferde mit einem weißen Vorderfuße zum Stolpern geneigt sind.

Auch an Schaafen fehlt es auf den Fazendas nicht; indem Schaafffleisch zuweilen das Rindfleisch ersetzen muß. Wolle indessen gewinnt man nicht. Sie fällt nämlich den Lämmern im ersten oder zweyten Jahre aus, und wird durch eine Art Haar ersetzt. Das Schaafffleisch ist erträglich, das Hammelfleisch aber unbeschreiblich schlecht.

H a n d e l.

Alle Produkte der beschriebenen Viehzucht geben eben so viel Tauschmittel zum Handel ab. Hauptartikel der Einfuhr pflegen folgende zu seyn: Englische Zeuge, brasilianische Töpferwaaren, Rum, Butter, Rauch- und Schnupftabaß, Zucker oder Syrup in Kuchenform, Eporen, Gebiße, und anderes Geschirr, mit Ausnahme von Säbeln*), endlich Gold- und Silberarbeiten von nicht zu großem Werth. Die Hausirer wandern von Dorf zu Dorf, und von Fazenda zu Fazenda,

*) Diese verfertigen sich nämlich die Einwohner selbst.

und tauschen diese Waaren gegen Vieh u. s. w. aus.

Ein Hengstfüllen wird dabey ungefähr zu einem Carolin, ein Packpferd zu zwey bis drey, ein Reitpferd zu fünf bis sechs gerechnet, je nachdem man darüber einig wird. Ein Schaaf gilt einen bis anderthalb Gulden rhein., eine Schlachtziege etwa zwey Drittheile, eine gute Milchziege hingegen einen bis anderthalb Carolin *).

Hunde gelten einen bis zwey Carolin, und darüber, je nachdem es gute Hof- und Jagd- oder Packpferdhunde **) sind. Hühner haben mit Schaafen oder Ziegen beynahe einen Preis u. dergl. mehr. Die Hausirer müssen zwar oft zehn bis zwölf Monat warten, ehe sie diese Naturalien in Geld umsetzen können, aber sie gewinnen auch zwey, bis dreyhundert Procent daran.

*) Weil man häufig Kinder daran saugen läßt.

Daher der Name Comadras, der diesen Ziegen, und auch wohl den übrigen gegeben wird.

**) Die mit den Waarenzügen gehen, und sehr achtsam sind.

C h a r a k t e r.

Der Charakter der Sertanejos hat viel Eigenthümliches, ist aber im Ganzen wirklich ehrenwerth. Es sind gute, beredsame, gastfreye, aufrichtige, und beherzte Menschen, als deren einzige Fehler man nur heftige Eifersucht und unversöhnliche Rachgier anführen muß. Hieraus pflegen eigentlich die häufigen Mordthaten zu entstehen, die kein Sertanejo leider für Sünde hält. Den Diebstahl kennt man in der Sertam kaum dem Namen nach; aber jemanden im Handel u. s. w. hinter das Licht zu führen, gilt für einen Beweis von Geschicklichkeit. Auch dieß wird Ursache manches Mordes, weil der Betrogene den Schimpf nicht auf sich sitzen lassen darf.

B r a s i l i a n i s c h e s B a u h o l z.

D e r M a n g e l b a u m.

Botaniker mögen die verschiedenen Species der verschiedenen Rhizophoren bestimmen; wir theilen nach unserm Plane nur einige vermischte Bemerkungen darüber mit. Der Mangelbaum wächst in dichten

Verschlingungen längs den Flüssen hin, und gibt den Ufern eine traurige Einförmigkeit. Unkundigen scheint manche Gegend ganz unbevölkert zu seyn, während die Pflanzungen hinter den Mangelbäumen versteckt sind. In der Regel führen vom Ufer kleine durchgehauene Fußsteige dahin. Diese erkennt man aber nur in der Nähe, und an den dabei befindlichen Jangadas. Bey zunehmender Bevölkerung werden auch diese Wälder gelichtet werden, wie es bereits an den Ufern des Capibaribe in der Gegend von Pernambuco, und anderwärts der Fall gewesen ist.

Die Wurzeln und Sprößlinge der Mangelbäume reichen bis zur niedrigsten Ebbe hinie herab. Bey niedrigem Wasser sind sie daher mit Schlamm und Austern bedeckt, bey hohem, oder während der Fluth hingegen, gänzlich unsichtbar. So scheint das Ganze ein grüner Wasserwald. Der Mangelbaum wird bey einem Durchmesser von fünfzehn bis achtzehn Zoll, fünf und zwanzig bis dreyßig Fuß hoch.

Das Holz desselben wird vorzugsweise zu Balken und Sparren gewählt. Zu Pfosten und Gatterwerk hingegen taugt es nicht,

weil es in der Erde und an freyer Luft sehr schnell verfault. Da der Baum bey unversehrten Wurzeln, immer wieder von frischem wächst, dient es auch häufig zur Feuerung. Die Asche wird beym Zuckersieden als Zusatz, die Rinde zum Gärben gebraucht. Aus dem letztern läßt sich vielleicht erklären, warum sich die Fische vor den Fällplätzen dieser Bäume wegziehen.

Eisenholz.

Pao Ferro, sonst auch Coraçam de Negro, d. i. Negerherz genannt *). Der erste Name bezeichnet Härte und Farbe dieses Holzes zugleich. Die äußern Theile sind indessen nicht besonders hart, allein die innern sind es desto mehr. Man kann darauf rechnen, daß bey der Bearbeitung immer mehrere Beile zu Grunde gehen. Selbst wenn das Äußere gänzlich verwittert ist, bietet das Innere nicht die mindeste Veränderung dar; ja es scheint eher noch härter geworden zu

*) Die Neger kennen diesen Namen, gebrauchen denselben aber nie. Sie sagen Coraçam de homem, Männerherz dafür.

seyn. Das Eisenholz nimmt einen ziemlichen Grad von Politur an.

P a o ' d' A r c o ,

Bogenholz , wahrscheinlich weil es von den Indianern vorzugsweise dazu gebraucht wird. Es ist so dauerhaft wie das Eisenholz , läßt sich aber dennoch in Späne spalten , die äußerst elastisch sind. Da es nun zugleich sehr lange Feuer hält , und eine helle Flamme gibt , so werden diese Späne bündelweise auch als Fackeln gebraucht. Dieß war in frühern Zeiten auf allen Zuckermühlen der Fall. Man kannte bloß diese einzige Beleuchtungsart. Die Asche des Bogenholzes wird beim Zuckersieden als Zusatz gebraucht. Auch gibt es ein vortreffliches Bauholz ab.

P a o A m a r e l l o ,

das Gelbholz , ist das beste , das man zu Thüren , Fensterladen , Fußböden u. dgl. wählen kann. Auch Canots werden fast ausschließlich davon gebaut. Gefällt bleibt es indessen nur sechs Monat gelb ; nachher wird es schmutzig braun.

P a o S a n t o,

Heiligenholz, ist selten. Es hat die Eigenschaft, daß es weder splittert, biegt, noch bricht. Daher wird es zu mehreren Werkzeugen, besonders zu den Zähnen an den Zuckerwalzen gebraucht. Frisch gefällt ist es sehr schön gelb und braun gerädert; einige Zeit darauf aber wird es dunkelbraun.

A r o e i r a.

Ein welches, wenig zum Bauen geeignetes Holz. Indessen wird der Baum der Blätter wegen gesucht. Da diese nämlich einen aromatischen Geruch haben, so packt man Fische damit ein. Sonst läßt sich dieses Holz auch gut zu Pfählen brauchen, indem es überall Wurzel schlägt. Der Baum selbst kommt indessen nur in der Nähe des Meeres fort.

Brasilianisches Fischerboot*).

Die Abbildung erläutert sich eigentlich durch sich selbst. Wir fügen bloß hinzu, daß

*) Hierzu das Kupfer mit derselben Unterschrift.

diese Boote vier bis fünf Stunden weit in See gehen; daß sie sich ungeheurer Netze bedienen; und daß sie bey günstigem Winde auch zwey dreyeckichte Segel zu führen gewohnt sind. In diesem Falle findet natürlich kein Rudern Statt.

Noch haben indessen die brasilianischen Fischereyen *) bey weitem nicht die Ausdehnung gewonnen, deren sie fähig sind. Die Ursache ist die Kostbarkeit des Salzes, verbunden mit der Natur des Klimas, der das Trocknen der Fische unmöglich macht. Die Theuerung des Salzes rührt von dem Alleinhandel einer privilegierten Gesellschaft her. Allerdings könnten die Einwohner mit leichter Mühe, blos durch die Ausdünstung, Salz in Überfluß an der Küste gewinnen, allein hierzu findet bis jetzt noch keine Erlaubniß Statt. Doch auch in dieser Hinsicht bietet die Zukunft erfreuliche Aussichten dar. Dann werden die brasilianischen Fischereyen die ersten von Südamerika seyn.

*) Die Rede ist natürlich nicht vom Wallfischfang.

Die bayerischen Akademiker in Brasilien.

Es sind die Herren Doctoren Spix und Martius. Die glückliche Veranlassung ihrer Sendung, so wie die allerhöchste Begünstigung derselben ist allgemein bekannt. Auch hier haben wir einen authentischen Aufsat, nämlich den Originalbericht dieser verdienten Gelehrten zum Grunde gelegt *). Die Einkleidung des Ganzen indessen gehört uns selbst an.

*) S. Cos, eine neue Zeitschrift aus Baiern, herausgegeben vom Appellations-Präsidenten u. s. w. C. v. Mann. München 1818. Nro. 1. 10. Gewiß sehr empfehlenswerth. Dasselbe gilt gewiß von dem Archive für die Geschichte und Staatskunde Baierns, das derselbe geistreiche Geschäftsmann herausgibt. Dieß letztere wird alles enthalten, was jene Sendung in scientifischer Hinsicht betrifft. Für Kenner gewiß ein sehr willkommenes Geschenk. Auch von den obigen Berichten verspricht H. P. v. Mann die Fortsetzung.

I.

Die HH. Doctoren Spix und Martius reisten Anfang Februars 1817 von München nach Wien ab. Sie waren mit Instructionen der Münchner Akademie der Wissenschaften, so wie mit allen nöthigen literarischen Bedürfnissen versehen. Von Wien begaben sie sich nach Triest, schifften sich daselbst am 9. April auf der Kaiserlichen Fregatte Austria ein, und segelten am 10. Morgens um zwey Uhr in Begleitung einer zweyten Fregatte ab.

Leider hatten sie aber bald nach ihrer Abfahrt einen heftigen Sturm auszuhalten, der mit Regen und Hagel begleitet war. Während desselben wurden die Fregatten getrennt. Endlich lief die Austria, die ihr Boogspruet verloren hatte, in den Hafen von Pola zum Ausbessern ein *). Hier verweilte sie zehn Tage lang. Am 21. April ward nun die Reise fortgesetzt.

Der Wind war äußerst günstig, am 24.

*) Die zweyte Fregatte war die Augusta. Sie lief in einen andern Hafen ein, und blieb für diesmal ganz zurück.

ging die Fahrt schon unter Sicilien hin. Plötzlich aber sprang er nach Westen um, und trieb die Fregatte nach Malta zurück. So liefen unsere Reisenden am 27. Mittags um 12 Uhr in La Valette ein. Auch ihnen bot diese, gleichsam aus dem Felsen gehauene Stadt, einen überraschenden Anblick dar. In den Oliven-, Zitronen- und Pomeranzen-Bäumen, so wie in den Cactus, in den Palmen und Pfirsichen erkannten sie die Annäherung einer südlichen Natur.

Nach einem Aufenthalte von dreyn Tagen gingen sie wieder in See. Die sicilianische Küste war in dicken Nebel gehüllt; sie entbehrten dieser sonst so reizenden Ansicht sehr ungern. Am 3. May segelten sie unter Sardinien hin; am 6. befanden sie sich an der spanischen Küste vor den Vorgebirgen Palos und Gata. Jetzt bekamen sie anhaltende Stille, fanden aber in den herrlichen Landprospekten einige Entschädigung. Im Hintergrunde die hohen beschneynen Gipfel der Sierra Nevada *) und näher gegen die Küste zu die grünenden Weinthäler von Granada und Malaga.

*) Dieß ist der eigentliche spanische Name.

Endlich frischte der Wind wieder in Osten auf. Unsere Reisenden segelten daher weiter, und liefen am 12. May Mittags um 1 Uhr in der Bai von Gibraltar ein. Mit Erlaubniß des Gouverneurs untersuchten sie den ganzen Felsen, und trafen unter andern in neuem Kalktuffe versteinerte Hasen und Pferde an. Auch die spanische Seite bis nach Tarifa hinunter beschäftigte ihre Aufmerksamkeit. So brachten sie drey volle Wochen zu, während der Wind anhaltend aus Westen blies.

Am 3. Juny endlich sprang er nach Osten um, setzte sich darin fest, und gestattete nun allen, nach Westen bestimmten Schiffen, durch die Straße zu gehen. Auch die Austria legte diese Fahrt in drittehalb Stunden zurück. Zum ersten Male sahen die Reisenden den unermesslichen Ocean mit seinen ungeheuren Wogen gerade vor sich. Ein majestätischer Anblick, der sie noch mehr ergriff, als auch der letzte Streif der Küste von Europa und Afrika verschwunden war.

II.

Der Wind blieb völlig günstig; die Fregatte legte daher die sechs hundert Seemeilen

nach M a d e r a in zwey Tagen zurück. Eine grüne Felsenmasse mit weißen Häusern vermischt, stieg diese Insel aus dem Meere empor. Unsere Reisenden fuhren an's Land; sie wollten sich mit Wein versehen. Auf einem kurzen Spaziergange bemerkten sie, daß der Boden um Funchal aus moßigem Basalt bestand. Lava, oder andere vulcanische Anzeigen wurden sie indessen nicht gewahr. Sie sahen die herrlichsten Pflanzungen von Bananen, Pinien u. s. w. fanden sie jedoch nur von sehr wenig Vögeln u. s. w. belebt.

Am 8. Juny Morgens verließen sie Madera, und steuerten auf die canarischen Inseln zu. Am 9. Abends entdeckten sie Palma, und kamen bey Teneriffa und Ferro vorbei, sahen aber des dicken Nebels wegen nicht das mindeste davon. Von den Inseln des grünen Vorgebirges bekamen sie ebenfalls nur eine, nämlich Boa Vista zu Gesicht. Dieß war am 14. Juny Abends kurz vor Sonnenuntergang. Sehr fühlten sie sich von dem Gedanken ergriffen, damit die letzten Reste des ehemaligen festen Landes von Afrika zu sehen.

So segelten sie der Linie zu, und nun im Kurzen — nicht die mindeste atmosphärische

Veränderlichkeit mehr! Luft und Wasser, Tag und Nacht, alles war Ruhe, Harmonie und Gleichgewicht. Dazu der reine spiegelnde Äther, das glänzende Dunkelblau des durchsichtigen Meeres, und der stätige, erfrischende Nordostpassat. Mit Hülfe desselben ward die Linie in fünf Tagen erreicht. (17. Juny.)

Jetzt aber trat die gewöhnliche Stille ein. Die Luft war dabey drückend heiß, und nur des Morgens und Abends feucht. Der ganze Horizont erschien mit abgerissenen Gewitterwolken von den mannigfaltigsten Formen bedeckt. Es blitzte unaufhörlich; donnern indessen hörte man nur von Zeit zu Zeit; meistens erfolgten Windstöße dabey. Der Glanz der Sonne war außerordentlich; eben so der Schimmer des Mondes und des südlichen Sternhimmels, dessen Pracht sich nicht durch Worte beschreiben läßt. Zahlreiche Sternschnuppen, und der Feuerglanz des Meeres vollendeten diesen Eindruck. Endlich am 20. Juny hatte die Fregatte den zum Passiren bestimmten Punct erreicht.

Es war Abends kurz vor Sonnenuntergange, niemand dachte an eine Gefahr. Auf einmal scholl es vom Mastkorbe herab: —

„Brandung! Gerade vor uns!“*) — Alles gerieth in Schrecken, alles fürchtete den Untergang des Schiffs. Die Sonne sank in's Meer; in einem Augenblicke war es finstere Nacht. Indessen ließ der Kapitain in größter Eile beydrehen**) und schickte ein Boot mit Laternen u. s. w. zur Untersuchung ab. Nicht lange, und alle Gemüther beruhigten sich. Es war keine Gefahr vorhanden; die scheinbare Brandung rührte bloß von einer Gegenströmung her.

In der folgenden Nacht, gerade um zwölf Uhr passirte die Fregatte nun die Linie, während das ruhige Meer von dem Vollmonde und den Sternen der nördlichen und südlichen Halbkugel auf's prachvollste erleuchtet war. Doch nun nahm auch allmählich die Ruhe und die Harmonie der Elemente wieder ab. Am 2. July unter dem fünften Grade S. Br. bekamen unsere Reisenden den Süd-

*) Rompente à prua! (prora.)

**) Oder aufpressen, Bracciare in penno. Die Segel werden so gestellt, daß eins auf das andere entgegengesetzt wirkt, und folglich das Schiff beynähe auf einer Stelle bleibt.

bstpassat, erreichten innerhalb eilf Tagen Erbo Frio, und liefen endlich am 14. Abends um fünf Uhr in den Hafen von Rio Janeiro ein.

Je weiter sie fortsegelten, desto schöner und prachtvoller ward der Anblick der umliegenden Landschaft. In der Entfernung hatten sie nichts als mehrere gigantische, waldbewachsene Gebirgsreihen mit verschiedenen Abstufungen erkannt; jetzt zeigte sich ihnen der erste Absatz derselben als ein wunderbares Hügel- und Insel-Labyrinth, das mit dem frischesten, üppigsten Grün geschmückt war. Vom Lande wehten aromatische Düfte herüber; unsere Reisenden glaubten sich in ein Feenland versetzt. Der Reichthum und die Mannigfaltigkeit von Formen und Farben schien unerschöpflich zu seyn.

III.

Aber ganz anders waren die Gefühle unserer Reisenden, als sie aus diesen blühenden hesperischen Gefilden auf die Menschen herabsahen. Hier fanden sie nichts als einzelne Anfänge der Cultur. Mit desto größerem Eifer fingen sie nun sogleich ihre naturhistorischen Forschungen an. Diesen stand kein Hin-

derniß entgegen; noch kann jedermann jagen, botanisiren u. s. w., wie es ihm beliebt. In dieser Hinsicht herrscht hier eine Freyheit, wie sie vielleicht nirgends gefunden wird.

Es scheint daher, daß das Naturaliensammeln in Brasilien als eine Art Speculation getrieben wird. Wirklich trafen unsere Reisenden noch mehrere andere Naturforscher an. Unter diesen bemerkten sie als Landsmann besonders einen Doctor Schäfer aus Würzburg. Er war früherhin praktischer Arzt zu Moskwa, nachher russischer Schiffsarzt gewesen, und hatte bereits mehrere Kisten mit Mineralien an Se. Majestät den König von Baiern abgesandt. Einen andern interessanten Landsmann lernten unsere Reisenden in dem Hofkapellmeister Herrn v. Neukomm kennen; es schien, daß er nicht nach Europa zurückzukehren willens war.

In dem Professor der Botanik, Herrn Leand. do Sacramento, einem Karmeliter, fanden sie einen unterrichteten und gefälligen Mann. Indessen klagten sie über große Theurung, und schlugen die täglichen Kosten für jeden auf wenigstens eilf Gulden rhein. an. Obgleich ohne alle Beyhülfe,

Hatten sie bereits einen guten Anfang zu ihren Sammlungen gemacht. Man kann der Wahrheit gemäß versichern, daß sich von zwey so trefflichen Männern gewiß etwas Ausgezeichnetes erwarten läßt. Freymüthig müssen wir aber auch gestehen, daß uns viel zu viel auf ihnen allein zu liegen scheint!

Ökonomischer Nachtrag.

Wie nach den verschiedenen Culturgraden zwischen Völkern eine gewisse Ähnlichkeit herrscht, so auch zwischen Ländern, deren Verhältnisse dieselben sind. Überall bringt z. B. das Mißverhältniß zwischen Bevölkerung und Landesausdehnung dieselben Erscheinungen hervor. Die Krimm, die Ukraine, Bessarabien u. s. w. bieten dieselbe Menge von unangebauten Gegenden, wie das Innere Brasiliens dar. Der herrlichste Boden, aber kaum der hundertste Theil desselben benutzt.

Der gewöhnliche ökonomische Fruchtwechsel ist in Brasilien bey dem Überflusse an Ländereyen eben so unnöthig, wie jede andere Berechnung eines geordneten Ackerbausy-

Item. So wie ein Feld seine Ernte gegeben hat, bleibt es vier bis fünf Jahre gänzlich unangebaut. Es ist daher schon im zweyten Jahre wieder mit Unterholz bedeckt. Nicht lange, und der Wald gewinnt von neuem gänzlich die Oberhand. Nur ein geübtes Auge vermag alsdann zu unterscheiden, ob dieser Fleck jemals angebaut war. Auf diese Art braucht aber ein brasilianischer Pflanzler auch vier bis fünfmal mehr an Ländereyen, als anderswo nöthig ist.

Man unterscheidet hier niedriges, mit Gebüsch bedecktes Marschland — *varseas* — von hohem trockenen Graslande — *campinas* — und gemischtem baumreichen Sandlande — *Taboleiros* — wovon die ersten zwey Arten die vorzüglichsten sind. Das Wort *Cercado* bedeutet keine Schafhürde, wie in einigen Wörterbüchern steht. Es bezeichnet vielmehr eine Einzäunung für die Pferde und Ochsen, die man in den Zuckermühlen braucht. Dergleichen *Cercados* geben hinreichende Weideplätze für dieselben ab.

Eine große Plage für die Pferde sind die Fledermäuse, deren es in Brasilien sehr viele gibt. Sie saugen sich an den Ohren der-

selben, oder an den wunden Stellen des Körpers fest. Um sie abzuhalten, muß man die Ohren mit ledernen Überzügen, und die wunden Stellen mit Pflastern versehen. Als Abwehrungsmittel gelten auch Gulenhäute, die man in den Ställen aufhängt.

Noch beschwerlicher für die Menschen sind mehrere Insekten, die man in niedrigen Gegenden, häufig in den Häusern zu finden pflegt. Dahin gehört besonders die sogenannte Bogelspinne *), der Scorpion ***) und der Bielsfuß ***). Ihr Biß ist sehr schmerzhaft, und verursacht starke Entzündung. Man wendet Zitronensaft dagegen an.

Der Herr und der Slave.

Es gibt Züge, die so charakteristisch sind, daß jede Bemerkung darüber überflüssig ist. Ein reicher Sertanejo hatte einem Mulattensclaven einen Theil seiner Heerde anvertraut; der Slave benutzte dieß, um zu entlaufen;

*) Aranha caranguejeira. (Aranea avicularia.)

**) Lacraia. (Scorpio.)

***) Piolho de cobra (Scolopendra.)

man hörte nichts mehr von ihm. Viele Jahre vergingen; der Sertanejo erlitt durch Viehseuchen große Verluste, und ward endlich ein armer Mann. Er verkaufte jetzt seine Fazenda, und machte sich auf den Weg nach Pernambuco, wo sein Bruder ein wohlhabender Krämer war.

Eines Abends — es war die zwölfte oder dreizehnte Tagereise, — langte er bey einer neuen großen Besitzung an. Der Eigenthümer stand vor dem Hause, mehrere hundert der schönsten Ochsen wurden auf seinen Befehl in eine Einzäunung gebracht; sie waren, wie sich aus allem ergab, zum Verkauf an die Küste bestimmt. Der Sertanejo trat näher, betrachtete den Eigenthümer genauer, und erkannte in ihm den Sklaven, der ihm vor zehn Jahren und darüber entlaufen war. Er redete ihn an, doch ohne ihn zu beschämen, und bemerkte, daß dieß der Mulatte zuschäßen verstand. — Ein Wort unter vier Augen — hieß es — und sie traten in's nächste Gemach.

Jetzt ergriff der Mulatte die Hand seines ehemaligen Herrn, und küßte sie — „Vergib Herr!“ — rief er — „Fünfhundert mei-

ner schönsten Dtsen sollen mein Lösegeld
segn! Aber für deine Schonung und dein
Schweigen, belohn dich Gott! Ich kann es
nicht. — Hättest du mich verrathen, du hät-
test es mit dem Leben bezahlt! Jetzt schreib mir
einen Freyheitsbrief von jenem Jahr; und
nimm noch fünf und zwanzig Vollenhengste an!"

Der Sertanejo erfüllte seinen Wunsch;
ein solcher Slave war wohl der Freyheit
werth. Je einfacher die gesellschaftlichen Ver-
hältnisse sind, desto mehr Spielraum für das
Gutmüthige in der menschlichen Natur!

Cipo und Carapatoß.

Cipo ist der Name einer Schlingpflanze,
die furchtbarer als jede andere ist. Sie bildet
nämlich mit ihren langen biegsamen Zweigen,
zwischen den Bäumen eine Art Netzwerk, das
nur mit Mühe zerhauen werden kann. Jeder
Schritt wird hier im eigentlichen Sinne mit
saurem Schweiß erkauft. Einige Arten die-
ser Pflanze, besonders der Cipo Caruru, wer-
den wegen ihrer Zähigkeit, mit vielem Vor-
theile zum Binden und Flechten gebraucht.
Die davon gemachten Körbe und Matten sind
wirklich sehr dauerhaft.

Carapatos sind kleine, flache, dunkelbraune Würmer, ungefähr vier mäßige Stecknadelköpfe groß. Sie hängen sich an die Haut an, und fressen sich allmählich in dieselbe hinein. Anfangs lassen sie sich ziemlich leicht mit der Hand abnehmen, haben sie sich aber tiefer hineingebohrt, so macht es größere Schwierigkeit. Am besten bringt man sie mit einer Gabel, oder einem Federmesser heraus, das man erwärmt hat. Nur ist wohl zuzusehen, daß der Kopf nicht zurückbleibt, weil sonst Entzündung entsteht. Man liest diese Insekten am häufigsten auf Reisen, besonders beim Übernachten im Freyen auf.

Eine andere weit größere Art derselben ist bleyfärbig, und fällt nur Pferde und Rindvieh an. Sie bohrt sich nicht in die Haut hinein, saugt sich aber äußerst fest daran. Im äußern Ansehen gleicht sie dem Samen vom Ricinus comm. wie denn wirklich auch dieser Baum in Brasilien unter dem Namen Carapato *) bekannt ist.

*) Sonst wird er auch Carapateiro, oder Herba dos carapatos genannt.

Brasilianische Postboten.

Man erinnert sich, daß zwischen Rio Janeiro und Lissabon regelmäßige Packetboote hin und her gehen, und daß auf diese Art die Verbindung mit dem Mutterlande erhalten wird. Briefe aus dem übrigen Europa werden über England, oder Spanien nach Portugal, und dann auf obige Art weiter versandt.

Zwischen Falmouth und Lissabon sind nämlich ebenso regelmäßig Packetboote im Gange, wie zwischen Madrid und Lissabon die wöchentlichen Postcouriere. Außer dem pflegen aber auch viele Briefe mit Kauffahrern entweder geradezu aus England, Holland u. s. w. oder über Oporto, Lissabon, St. Ubes und Madera nach Brasilien abzugehen.

Um nun die Verbindung mit dem Innern dieses ungeheuern Landes zu erhalten, sind in allen Kapitanias eigene Postboten angestellt. Dieses pflegen fast durchgehends Caboclos, d. h. getaufte Indianer, zu seyn. Wirklich eignen sie sich bey ihrer Abhärtung, und ihrer Vorliebe für diese Lebensart ganz besonders dazu. Ein solcher Postbote legt Tag

für Tag, sechs, acht, ja zehn Wochen lang, seine sechs bis sieben Stunden zurück. Dabey hat er seinen lederen Briefbeutel, seine Büchse u. s. w. zu tragen, hält aber immer gleichmäßigen, ruhigen Schritt. Diese Leute nehmen es mit dem besten Pferde auf. Mag man auch anfangs einen Vorsprung gewinnen; am Ende treffen sie dennoch am ersten ein.

In der Kapitanie Minas Geraes werden die Briefe u. s. w. ausnahmsweise durch Neger versandt. Auch diese zeichnen sich durch ihre Unermüdlichkeit aus, woben sie ebenfalls sechs bis sieben Stunden täglich gehen. In dringenden Fällen indessen pflegen sie auch wohl neun zu machen, dieß muß aber sehr selten geschehen. Postbeutel, Bewaffnung u. s. w. sind dieselben wie bey den Caboclos. Die Postnegers haben sich übrigens, bey ihren Landsleuten, vieler Achtung und großer Gastfreundschaft zu erfreuen.

Feitozas.

Eine der reichsten, aber auch übermüthigsten Familien von Brasilien. Die Feitozas lebten in der Kapitanie Ceara, besaßen unermessliche Güter, erkannten aber durchaus

keinen Oberherrn an. Sie stammten ursprünglich aus Europa ab; das Haupt der Familie war Oberster eines Landregiments. Am furchtbarsten hatten sie sich durch ihre Rachsucht gemacht. Wehe dem, der ihnen mißfiel oder im mindesten entgegen war. Er fand öffentlich, bey hellem lichten Tage seinen Tod.

Sie selbst nahmen alle Mörder und Ausreißer sehr willig bey sich auf; Diebe und Räuber hingegen schlossen sie unerbittlich aus. Dennoch konnten sie immer über hundert Mann gebieten, was in Brasilien gerade so viel wie in Europa zweytausend sind. Ihr Wohnort lag nicht weit von der Küste, aber in beträchtlicher Entfernung von der Stadt Ceara selbst.

Mehrere Jahre lang waren diese Feitorias die Geißel der Kapitanie gewesen; als endlich die Regierung sich ihres Oberhauptes zu bemächtigen beschloß, und deßhalb dem Statthalter von Ceara unumschränkte Vollmacht gab. Dieser benahm sich dabey mit eben so viel Umsicht als Entschlossenheit.

Vor allen Dingen ließ er den Obersten ersuchen, an einem bestimmten Tage sein Regiment zur Musterung zu versammeln, wo

er dann bey ihm einzutreffen willens sey. Feltoza antwortete sehr höflich, der Statthalter nahm seine Maßregeln, und langte in Begleitung von zehn bis zwölf Personen an. Die Musterung hatte Statt; beyde Theile schienen zufrieden; man ließ die müden Leute aus einander gehen.

Der Nachmittag und Abend war wie gewöhnlich am Spieltisch zugebracht worden; endlich nach elf Uhr führte der Oberste den Statthalter und seine Begleiter in das für sie bestimmte gemeinschaftliche Schlafgemach^{*)}. Er hatte bloß noch drey von seinen Verwandten bey sich, und ahnete auch nicht das Mindeste von einer Gefahr. Aber in dem Augenblicke zog der Statthalter eine Pistole hervor, setzte sie ihm auf die Brust, und befahl ihm still zu seyn. Dasselbe thaten die Begleiter des Statthalters mit den drey andern Feltozas; Schrecken und Übermacht verschlossen allen den Mund.

So trieb man die Gefangenen schweigend zur Hinterthür heraus, bis an den be-

*) Nach brasilianischer Art, d. h. ein großer Saal, worin Hangmatten befindlich sind.

nachbarten Strand. Hier zwang man sie, auf gleiche Art, die bereit liegenden Jangadas zu besteigen, und brachte sie endlich an Bord einer segelfertigen Smack. Alles dieß geschah in solcher Geschwindigkeit, daß an keine Hülfe zu denken war. Noch im Jahre 1807 befand sich dieser Feitoza in einem der Gefängnisse von Lissabon.

Eine ähnliche Anekdote von einem andern Feitoza ist ebenfalls der Erwähnung werth. Auch dieser sollte verhaftet werden, man mußte aber lange nicht, wie es zu machen sey. Endlich erbot sich ein angesehenener Beamter, ein Mann von großer Unerblichkeit dazu. Was geschieht? Als er an Ort und Stelle kommt, erfährt er, daß Feitoza gewarnt worden ist, und sich zu Bahia nach Lissabon eingeschifft hat. Sogleich eilt er selbst zurück, nimmt einen Platz auf dem Packetboote, und landet glücklich zu Lissabon.

Seine erste Sorge ist nun hier nach Feitoza. Mit Erstaunen hört er, daß dieser bey dem Minister Schutz gefunden hat, und bereits wieder am Bord eines Schiffes ist, das noch denselben Tag nach Bahia absegeln soll. Ohne einen Augenblick zu verlieren, eilt

auch er zu dem Minister, übergibt seine Depeschen von Ceara, und wirkt einen neuen Verhaftsbefehl gegen Feitoza aus. Jetzt wirft er sich in eine Barke, erreicht das Schiff unter vollen Segeln an der Mündung des Tago, läßt es durch die Wachtfregatte anhalten, begibt sich an Bord desselben, legitimirt sich bey dem Kapitain, und nimmt den Langverfolgten in Verhaft.

Seit den letzten zehn Jahren hat man wenig mehr von den Feitozas gehört. Diese Überbleibsel der alten barbarischen Zeiten verlieren sich natürlich von selbst. Am leichtesten pflegt dieß zu geschehen, wenn eine solche Familie unter sich selbst uneinig wird, und sich auf diese Art gegenseitig aufreibt. Allem Vermuthen nach wird dieß auch bey den Feitozas der Fall gewesen seyn.

Neue Reiseszenen*).

I.

Wir schifften uns am Hafendamme von Rio Janeiro — sagt ein neuer Reisender —

*) Mit diesem Bruchstücke glauben wir die Darstellung der Eigenthümlichkeiten zu vollenden.

auf einem kleinen Fahrzeuge ein. Die Fluth war stark; der Wind sehr günstig; nur fünf Stunden, und wir hatten die Mündung des schönen Maccacu, im Hintergrunde der Bai, erreicht. Jetzt ward der Wind schwächer; dafür nahmen unsere Leute die Ruder zur Hand. So fuhren wir stromaufwärts bis zu dem Wirthshause Villa Nova genannt. Eine Menge nach Rio Janeiro bestimmter Handelsboote wartete hier auf die Ebbe und den Landwind. Wir hielten eine Stunde an, um etwas zu uns zu nehmen, worauf die Fahrt weiter bis Porto dos Carhes ging. Dieß ist eine Art Stapelort für das Innere, von wo aus eine Menge Waaren auf Maulthieren hierher gebracht, und dann weiter nach Rio versandt wird.

Schon unterhalb Porto dos Carhes war der Fluß so schmal geworden, daß unser Fahrzeug häufig auf beyden Seiten an das Ufer stieß. Von diesem Puncte selbst hörte nun alle Schifffahrt auf. Wir mußten indessen

die eine Reise in das Innere von Brasilien darzubieten pflegt. Der Stoff ist von Mawee entlehnt, die Einkleidung gehört uns selbst an.

noch einen Sumpf passiren, was in einem kleinen Kahne geschah, und langten dann in kurzem in dem Dorfe Maccacu selbst an. Es liegt mitten in einer schönen Ebene auf einer Anhöhe, die das Ganze beherrscht. Wir fanden bey den vornehmsten Einwohnern die herrlichste Gastfreundschaft.

Am folgenden Tage ward die Reise zu Pferde fortgesetzt. Der Weg lief längs den Krümmungen des Flusses hin, und bot hier und da reizende Aussichten dar. Wir fanden das Land über unsere Erwartung bebaut; indessen schienen die Zuckerpflanzungen, und die niedrigen Weidegründe ziemlich vernachlässigt zu seyn. Eben so kamen wir bey mehreren Fazendas, alles Klostereigenthum, vorbey. Unser Wegweiser versicherte uns, daß sie nur wenig eintrügen, und der Anschein bestätigte dieß. Milchkühe sind eine Seltenheit, und Schweine und Federvieh gibt es auch nicht viel. Die Bevölkerung dieser schönen Thäler ist aber freylich noch sehr gering; die Farbe der Weiber und Kinder verrieth Kränklichkeit; der Charakter des Volkes scheint sehr gutmüthig zu seyn.

Je mehr wir uns den Gebirgen näher-

ten, desto frischer, ja selbst kälter ward die Luft. So kamen wir Abends bey einer Fazenda an, die ebenfalls einem Kloster, und zwar einem Nonnenkloster zu Rio Janeiro gehört. Indessen war dieß gewiß nicht die einzige Ursache, warum uns eine so vorzügliche Aufnahme und Bewirthung ward. Bey einer größeren Bevölkerung würde diese Besitzung unschätzbar seyn. Sie hat nämlich das herrlichste Mais- und Weideland u. s. w., liegt kaum einen Büchschenschuß von einem schiffbaren Flusse, und ist von Porto dos Carhes nur eine Tagereise entfernt. Aber jetzt wird dieß alles noch nicht benutzt; vielmehr zeigten sich nur zu viel Spuren von Verfall und Vernachlässigung.

Am nächsten Morgen brachen wir wieder auf, gingen vermittelt einer Fähre über den Fluß, und ritten dann längs demselben immer aufwärts fort. Die Aussicht, von dem sich erhebenden Ufer auf die herrlichen Ebenen, war wirklich recht schön. Mittags kamen wir auf einem trefflichen Gute an, das dem Kapitain Ferrera gehört. An hundert Neger beschäftigten sich hier mit dem Baumwoll-, Zucker- und Kaffeebau. Der Eigenthü-

mer lebt sehr gut, und behandelt seine Sclaven mit großer Leutseligkeit. Wir brachten einen angenehmen Abend in seiner Gesellschaft zu.

Unsere Absicht, mit dem frühesten Morgen aufzubrechen, ward vereitelt; die nöthigen Pferde kamen erst Mittags an. Capitain Herrera begleitete uns ungefähr drei Viertelstunden bis zum ersten Registro, oder Wachthause *), wo sich indessen nur ein Corporal mit einem Manne befand. Hier nahmen wir Abschied von einander, doch nicht ohne das feste Versprechen, uns wieder zu sehen.

Die Wege wurden sehr schlechter; wir legten die nächsten sechs Meilen **) kaum in vier Stunden zurück. Endlich am Sonnenuntergang erreichten wir das zwente Registro, das mit sechs Mann besetzt war. Der wachhabende Feldwebel nahm uns sehr freundlich auf, und richtete uns ein recht erträgliches Abendessen von Geflügel zu. Wir ver-

*) Siehe den Artikel Registro im ersten Bändchen.

**) Sechs englische Meilen machen gerade eine deutsche.

kehrten es, streckten uns dann auf die Pritschen hin, und schliefen trotz dem Losen des benachbarten Stromes in wenig Minuten ein. Unsere Maulthiere weideten inzwischen an dem Rande des Waldes, wo es herrliches Gras in Überfluß gab.

Am folgenden Morgen nahmen wir ein Frühstück von Maniokkuchen, Kaffee und Eiern ein, vergüteten dem Feldwebel seine Bewirthung, und ritten dann unsere Straße weiter fort. Leider war aber die Gegend noch wilder, öder und gebirgiger, als den vorigen Tag. Oft lief der Weg fast senkrecht hinan, und dann wieder an furchtbaren Abgründen hinab.

Wir gingen daher fast beständig zu Fuß, und leiteten unsere Maulthiere an der Hand. Einige wilde Schweine ausgenommen, bekamen wir kein einziges lebendiges Wesen zu Gesicht. Doch endlich war der Gipfel erreicht. Hier sahen wir nun die Bay von Rio Janeiro nebst der Stadt in einer Entfernung von mehr als zwanzig Stunden, so nahe vor uns liegen, als befänden wir uns nur vier davon.

Der Charakter der Gegend ward nun

immer erhabener; hohe, nackte, kegelförmige Granitmassen, an denen ungeheure Wasserfälle herabstürzten; faßten die Straße ein. Aber die Luft war kalt und schneidend; der Thermometer zeigte nur neun Grad über Null. Wir kehrten mit Sonnenuntergang in einer Fazenda ein, wo es ein sehr gutes Abendessen von Eiern, Geflügel und Schinken gab. Die Nacht indessen war äußerst kühl; selbst unter doppelten Bettdecken froh uns noch. Am Morgen hatten wir drey Grad Wärme weniger, als den Abend zuvor. Wir brachen daher erst gegen Mittag auf, wo die ganze Kraft der Sonne fühlbar zu werden anfang.

Der Weg lief nun wieder bergabwärts; die Gegend ward freundlicher, und buschiger; zwey andere Fazendas zeigten von trefflichem Anbau. Bald traten wir wieder in eine schöne Waldung ein, wo wir Bäume von ungeheurer Größe und Dicke sahen. Endlich kündigte ein herrliches Landhaus die Nähe von Santo Gallo *) an. Noch eine halbe Stunde, und das Ziel unserer Reise war erreicht.

*) Siehe das erste Bündchen.

II.

Es war Mittag, wir bestiegen ein großes Marktschiff *), und langten nach einer siebenstündigen Fahrt an der Mündung des Moremin an. Die Sonne ging unter, der Abend war mild und heiter; Land und Meer glänzten in Rosenlicht. Bey Mondschein fuhren wir noch zwey Stunden stromaufwärts, und hielten dann in dem Dorfe Porto da Estrella an. Auch dieß ist ein Stapelort für das Innere, wo immer eine Menge Markthierzüge versammelt ist. Unser Nachtlager war schlecht und theuer; wir brachen am andern Morgen so bald als möglich auf.

Drey Stunden lang ging es jetzt in einer schönen Ebene fort. Endlich aber zog sich die Straße aufwärts; es war der herrliche neue Pflasterweg, der beynähe vier Stunden weit längs den Gebirgsabsätzen hinläuft. Wir konnten Rio Janeiro und die ganze Bai sehr deutlich sehen. Der höchste Punct mag an vier tausend Fuß über dem Meeresspiegel erhoben seyn. Der Unterschied

*) Auch diese Reise ward von Rio Janeiro aus gemacht.

in der Temperatur betrug wenigstens zehn Grad. Wir machten Mittag in dem kleinen Dorfe Gorgo Sceo, das mitten zwischen Felsen liegt.

Unsere fernere Reise führte uns nur bis zu der Fazenda Padre Correo, welches der Name des geistlichen Besitzers ist. Er nahm uns mit vieler Güte auf, und versah uns überdem mit einigen Rohrkörben, worin sich freylich unser kleines Gepäck am besten fortbringen ließ. Es war noch völlig dunkel, als von allen Seiten ein lautes Hämmern erscholl. Wir erfuhren jetzt, daß der einsichtsvolle Pater mehrere Schmieden besaß. Er ließ besonders Hufeisen für Maulthiere verfertigen, nach denen große Nachfrage war. Der Thermometer zeigte kaum acht Grad über Null. Diese kühle Luft mit dem Schmiededampfe vermischt, erinnerte uns lebhaft an das Vaterland.

Die folgende Tagereise bot uns wenig Merkwürdiges dar. Ein schmaler Pfad, kaum für zwey Maulthiere breit, auf beyden Seiten mit dichter Waldung eingefast, und nur dann und wann eine einsame Pflanzung. So erreichten wir Abends spät die Fazenda Bar-

bosa, dessen Besitzer zwar ein wenig übel-launig, aber dennoch sehr gastfrey war. Es schien ihm nämlich ganz und gar nicht zu gefallen, daß die Regierung dergleichen Ausländer so gerade und frey herumreisen ließ. Unser Abendessen bestand in einer Ante mit Reis gekocht, und einem geschmoorten jungen Huhn, nebst gutem Maderawein. Die Betten aber waren herzlich schlecht, wir zogen daher vor, den größten Theil der Nacht sitzend zuzubringen, indem der ungedielte Fußboden uns auch das letzte Mittel benahm.

Am folgenden Morgen ging es weiter, der Weg war ungleich besser als den vorigen Tag. Längs desselben bemerkten wir viele Quellen; sie waren zum Besten der Viehhändler u. s. w. eingefast. Mittags langten wir an dem Ufer des Paraibuna an, der wohl eine halbe Stunde breit ist. Wir gingen auf einer Fähre darüber, fanden in der Bend bey dem Registro gute Bewirthung, und übernachteten auch daselbst. Die Waarenzüge sind hier sehr bedeutend; die Fähre trägt daher große Summen ein.

Unsere nächste Tagreise war äußerst beschwerlich; wir traten nun völlig in die Ge-
 Brasilien II.

birge ein. Binnen fünf Stunden überstiegen wir an fünfzehn höhere und niedrigere Absätze, alles herrlicher Urgranit. Endlich war der Paraiba erreicht, der noch um vieles breiter als der Paraibuna, aber gänzlich fischlos ist. Wir gingen auf einer Fähre darüber, und hielten abermals bey einem Registro an, wo eine scharfe Untersuchung Statt fand. Jetzt ritten wir noch ungefähr anderthalb Stunden durch dichte Waldung fort; endlich ward zu Rosina da Negra, einer Art Dörfchen, Nachtlager genommen, so gut als es sich machen ließ.

Am folgenden Morgen denselben Weg, dieselbe Abwechslung von Gebirg und Thal. Wir kamen bey einem Picket Gebirgsbreiter *) vorbey. Es war ein Officier mit zwanzig Mann. Sie mußten jeden Reisenden visitiren, der ihnen des Schleichhandels mit Goldstaub, oder Diamanten verdächtig schien. Um von dem Regen und der Nachtlust geschützt zu seyn, hatten sie sich eine Astellago (oder Baracke) nebst mehreren Ranchos (oder Hütten) erbaut. Zwey Stunden weiter fanden wir

*) S. den eigenen Artikel im ersten Bändchen.

mitten im Walde ein Registro, durch welches die Straße selbst hinlief. Es war ein großes viereckiges Gebäude, an beyden Enden mit Thoren versehen. Ein Major, der das Commando führt, hält sehr genaue Aufsicht auf alles was ein- und aussparrt. Gleich daneben befindet sich eine Bend oder Wirthshaus.

Wir zogen nun weiter, wurden aber zu unserem Erstaunen, außer einigen grünen Papageyen oder Baumhackern, gar keine Vögel gewahr. Selten kamen wir bey einer Hütte oder dem Anfange einer kleinen Pflanzung vorbey. Was sich an der Straße niederläßt, ist meistens aus der niedrigsten Classe des Volkes. Indessen ist dieß Gewerbe einträglich genug, da der Reisende jede Erfrischung theuer genug bezahlen muß. Um vier Uhr Nachmittags langten wir auf der Fazenda Madeiras an, und nahmen unser Nachtlager daselbst. Die Gegend war schön, der Boden vortrefflich, aber das Haus verfallen, und die Bewirthung ziemlich schlecht. Der Eigenthümer kam uns sehr indolent vor.

Unsere folgende Tagereise bot wenig Merkwürdiges dar. Indessen begegneten wir einem Mantthierzuge vor Minas Novas, der

nach Rio Janeiro bestimmt war. Es waren sechs und vierzig Maulthiere, jedes mit zwey Ballen Baumwolle, in rohen Häuten bepackt. Die Pflänzer befanden sich selbst dabey; sie hatten bereits nicht weniger als neunzig Tagereisen gemacht. Gegen Abend kamen wir auf der Fazenda Antonio Ferrera an. Der Eigenthümer war abwesend, dennoch bewirthete man uns nach Möglichkeit. Wir beschloffen hier einen Tag auszuruhen, und brachten denselben zum Theil mit Jagen zu.

Mit Sonnenaufgange ward nun am nächsten Tage die Reise fortgesetzt. Die Thäler erweiterten sich; die Ebenen hielten oft stundenlang an. Wir ritten den ganzen Tag beynähe in einem fort. Um sechs Uhr Abends erst stiegen wir bey der bestimmten Fazenda ab. Sie gehörte zwey älstlichen Schwestern, wovon die eine Clara, die andere Maria hieß. Beyde empfingen uns mit vieler Herzlichkeit. Da es gerade der Bartholomäustag war, fanden wir eine sehr gute Abendmahlzeit.

Am andern Morgen ging es durch eine herrliche Ebene, in der aber nur ein einziges kleines Dorf, und eine einzige verfallene Fazenda lag. Erst spät am Abend erreichten wir

am Ende desselben ein zweytes Dorf, Bordo do Campo genannt. Es bestand aus ungefähr zwanzig Häusern, worunter das dem Capitain Rodrigo de Lima gehörige das beste war. Er nahm uns mit großer Freundlichkeit auf, gab uns ein treffliches Abendessen, und stellte uns während desselben seine Frau und Töchter nebst einer Verwandtin vor. Die Damen waren alle drey sehr nett in feine englische Beuge gekleidet, und um den Hals mit einer Menge goldener Ketten geschmückt. Sie schienen sehr munter, und unterhielten uns äußerst angenehm.

Als wir am folgenden Morgen weiter ritten, wurden wir hier und da kleine eingehegte Flachs- und Rockenfelder gewahr. Dieser Anblick überraschte uns sehr, und versetzte uns auf einmal in den Norden zurück. Man kann hieraus abnehmen, wie hoch die Lage dieser Gegenden ist. Die ganze Landschaft ward nun immer offener; auf beyden Seiten traten die Wälder in großer Entfernung zurück. Hinter denselben zogen sich hohe grüne Gebirgsreihen hin. Die Luft war frisch, zum Theil selbst etwas scharf; ausgenommen von zwey bis vier Uhr Nachmittags.

So kamen wir nach Barbañas, ein Dorf von ungefähr zwey hundert Häusern, wo die westliche und nördliche Bergwerksstraße zusammentrifft. Wir machten Mittag daselbst, und zogen allerhand Erkundigungen ein. Es werden hier sehr viel Waaren für das Innere abgesetzt, besonders Beye, baumwollene Zeuge, Eisen und Salz.

Abends erreichten wir die Fazenda Resequinha; alles kündigte daselbst Ärmlichkeit an. Der ungedielte Fußboden war uneben und voll Löcher; der Tisch bestand aus einigen ungehobelten Brettern; eine Wandbank war das einzige noch vorhandene Hausgeräth. Wir schliefen auf Säcken mit Maisblättern gestopft, man breitete sie auf trocknen Häuten aus.

Wir eilten diesen unangenehmen Aufenthalt zu verlassen, und machten uns daher noch lange vor Tagesanbruch auf den Weg. Nach ungefähr anderthalb Stunden kamen wir bey der Fazenda de Gama an, die trefflich unterhalten zu seyn schien. Eine einnehmende, wiewohl etwas ältliche Dame erschien sogleich an der Thür, und lud uns zum Frühstück ein. In dem Augenblicke zeigten sich auch zwey

Hebliche, junge Schönen auf der Gallerie, und begrüßten uns auf gleiche Art. Wegen des kühlen Morgens hatten sie rothe Boy-mäntel um, man erkannte aber die reizenden *Mineras*, oder Bergwerkstöchter, wie sie hier heißen, auf den ersten Blick.

Während des Frühstückes unterhielten wir uns sehr angenehm. Die lieblichen Mädchen waren frisch wie die Rosen, und zeigten eine wahrhaft bezaubernde Munterkeit. Wie sehr bedauerten wir, nicht hier übernachtet zu haben; aber leider hatten unsere Maulthiere nicht weiter gekonnt. Als wir uns wiederholt darüber beklagten, äußerten sich die schönen Kinder mit der naivsten Unbefangenheit — „Ja wohl! Herren und Frauen allein, ist gar nicht angenehm! Ach wenn Sie doch hier abgestiegen wären, wie schön würde es gewesen seyn!“

So scherzten wir wohl zwey Stunden, und setzten dann unsere Reise weiter fort. Die Landschaft war sehr einförmig, kahle Ebenen, hier und da mit kleinen Gehölzen bedeckt. Die Baumhacker, die sogenannten „*Carpinteros*“*),

*) Die *Toucans*.

die unaufhörlich mit ihren Schnäbeln in die Stämme hacken, machten hier großes Geräusch. Wir nahmen unser Nachtlager zu Bandera de Coelho, es war ein höchst elender Ort. Kaum fand sich ein Kochtopf vor; einige Vögel mit Bohnen machten unser ganzes Abendessen aus. Wir schliefen auf Maisblättern unter einer Art Schoppen, in unsere Mäntel gehüllt.

Am folgenden Morgen ging es nüchtern bis Louza. Dieß ist ein großes, schöngelegenes Dorf, das mehrere hundert Einwohner zählen mag. Hier fanden wir wenigstens Kaffee und Eier zum Frühstück, und setzten dann unsere Reise weiter fort. Bald kamen wir nun bey mehreren Goldwäschen vorbei, endlich langten wir am Fuße eines furchtbaren in Wolken gehüllten Gebirges an. Es war vier Uhr Nachmittags, erst um sieben Uhr hatten wir in beständigem Zickzack den Gipfel erreicht. Dicke Finsterniß umgab uns, aber der Führer kannte die Gegend von Kindheit auf. So ritten wir noch eine Stunde weit bis Alto do Moro, und fanden daselbst ein vortreffliches Wirthshaus. Am folgenden Morgen ging es nun vollends durch schöne

Gebirgsgegenden bis Villa Rica^{*)}, das das Ziel unserer Reise war.

Der Staatsbesuch.

Die Hauptstädte Brasiliens bieten eine sonderbare Mischung von brasilianischer Armlichkeit und europäischem Luxus dar. So z. B. wenn eine Dame sich austragen läßt. Sie ist in englische Zeuge gekleidet; die Form des Tragsessels nähert sich den gewöhnlichen Portehaisen; die Träger sind halbmilitärisch herausstaffirt — Alles scheint recht stattlich, recht vornehm zu seyn. Aber sie gehen b a a r f u ß, hiermit ist Alles gesagt.

Doch ein Jahrzehend weiter, und man findet dieß gewiß nicht mehr. Der E u r o p ä i s m u s gleicht den Schlingschlangen; hat er einmal Wurzel gefaßt, so breitet er sich nach allen Richtungen aus. Auch der kleinste Umstand ist bey den Berechnungen der Culturfortschritte von Wichtigkeit. Die schwerfälligen hölzernen Balcons sind mit zierlichen eisernen, die hohen orientalischen Sättel mit

^{*)} Siehe den eigenen Artikel im ersten Bändchen. 13
 Brasilien II.

den flachen englischen, die schweren seidenen Zeuge mit leichten baumwollenen vertauscht. Man findet, daß Lichter bequemer als Lampen, Comoten schöner als Kisten, Gläser zierlicher als irdene Krüge sind — Jede Bemerkung dieser Art ist ein Gewinn!

Je mehr ein Volk in den Bequemlichkeiten des Lebens zurückgeblieben ist; desto schneller, desto begieriger eignet es sich dieselben an, sobald es sie kennen lernt. Nur die Leichtigkeit sie zu erhalten, und alles macht sich von selbst. Auch dieß beruht auf den Gesetzen jenes großen Mechanismus der Dinge, dessen innerstes Wesen nur die höchste Intelligenz zu erkennen vermag.

Der fürstliche Naturforscher.

I.

Der Prinz Maximilian von Neuwied *), von gleichem Heldegeiste wie sein Bruder

*) Eigentlich Maximilian Alexander Philipp, geb. am 23. Sept. 1782. — Wir legen, was die Thatfachen anlangt, einen Aufsatz zu Grunde, der von dem Prinzen selbst herrührt.

Viktor *) befehlt, hatte im preußischen Heere die Feldzüge von 1813—1815 mitgemacht, und beschloß nunmehr einen Plan auszuführen, mit dem er schon lange beschäftigt gewesen war. Es galt nichts weniger als eine naturhistorische Entdeckungstreife in Brasilien. So ging der treffliche Prinz im Sommer 1815 über London nach Rio Janeiro ab. In der Nähe dieser Stadt, im Dorfe St. Lourenço, bekam er die ersten civilisirten Urbrasilianer zu sehen. Die Männer dienen auf königlichen Schiffen, die Weiber verfertigen irdenes Geschirr.

Nach einem kurzen Aufenthalt zu Rio Janeiro trat der Prinz in Gesellschaft der H. H. Freyreiß, Sellow u. s. w. seine Reise in das Innere an. Die Gesellschaft war elf bis zwölf Mann stark; die nöthigen Maulthiere fehlten nicht. Zuerst ging es nach Cabo Frio,

*) Der Prinz Heinrich Viktor geb. am 7. November 1783, zeichnete sich in dem österreichischen Heere aus, nahm aber 1810 seinen Abschied, diente hierauf bey der deutsch-englischen Legion in Spanien, und starb daselbst am 17. Januar 1812 den Heldentod.

längs der Ostküste hinauf. Hier wurden die Seen Saguarema, Murica, Ponte Negro, Araruama, u. s. w. besucht; sie haben theilweise mit dem Meere Zusammenhang. Sumpf- und Wasservögel gab es in Überfluß. Nicht weit vom Cabo Frio liegt das Dorf St. Pedro, von civilisirten Urbrasilianern bewohnt. Die Reisenden drangen in die Wälder; die Jagd bot ziemlich viel Wichtiges dar.

Von Cabo Frio wendete sich die Gesellschaft nordwärts nach dem Paraíba hinauf. Zerstreute Fazendas wechselten mit einzelnen Flecken, (Villas) und diese mit offenen Ebenen und dichten Urwäldern ab. Villa de St. Joao liegt am Flusse gleiches Namens, nicht weit vom Meere entfernt. Das Flüsschen „das Ostras“ ergießt sich durch Rhizophora-Gebüsch in den Ocean. Wenn man es hinter sich hat, erreicht man Villa de Macahé, am Flusse gleiches Namens, deren schon Vorig erwähnt. In dieser Gegend erblickten unsere Reisenden ein völlig abgeschnittenes Gebirg, mit vier bis fünf hohen Gipfeln, alles eiförmig mit Urwaldbedeckt. Es ist unter dem Namen Serra de Triri bekannt.

Von nun an setzten sie ihren Weg bestän-

dig längs des Meeres fort. Er lief durch fluth- und seereiche Ebenen, mit herrlichen Weiden, und zahlreichen Pferd- und Viehheerden bedeckt. Die Lagoa Feija, ein großes, mit dem Meere zusammenhängendes Binnenwasser, und der Fluß Barganza ward in Canots passiert. Einige Stunden von letzterem liegt eine Benediktiner-Abtey. Hier stiegen unsere Reisenden ab, und fanden die freundlichste Bewirthung. Es war indessen nur ein einziger Klostergeistlicher, ein Pater Jose Jga de St. Mafaldas anwesend; ihm lag zugleich die Aufsicht über die ganze Pflanzung ob.

Bald kamen nun unsere Reisenden an den Ufern des großen schönen Paraiba, an der Villa de St. Salvador an. Sie liegt sechs bis sieben Stunden von der Küste, in den sogenannten Campos dos Gogytacases, deren Namen sie auch als Zusatz trägt. Diese Ebenen waren nämlich in früheren Zeiten von diesem wilden feindseligen Urstamme bewohnt.

Die Gesellschaft machte jetzt eine kleine Reise, den Paraiba aufwärts, ungefähr acht bis zehn Stunden weit. Hier fand sie die Mission von St. Fidelis, wo ein italienischer Franciscaner zwey Urstämme (die Coroados,

und Coropos) civilisirt und vereinigt hat. In der Nähe auf dem südlichen Ufer, leben dagegen noch die Puris in völliger Wildheit.

Nach ihrer Zurückkunft nach St. Salvador, begaben sich unsere Reisenden stromabwärts nach der Villa de St. Joao de Barra. Der Zusatz bezeichnet ihre Lage von selbst *). Sie gingen jetzt über den Strom, der sich in mehrere Inseln theilt, aufs nördliche Ufer hinüber, und kamen am Ende der Tagreise an dem Itabapuaana an. Hier befindet sich eine große Fazenda, Muribacca genannt, die ehemals eine Besitzung der Jesuiten war.

Vom Itabapuaana bis zum Itapemirim, legten sie eine zweite Tagreise, durch lauter finstere Urwälder zurück. Wegen der feindseligen Puris fanden sie einen Militärposten, ein sogenanntes Estacamento, von einem Officier, und zwanzig Mann darin. Unter den Thierstimmen bemerkten sie besonders die der Brüllaffen **), und der Canagüs ***).

*) Am Ausflusse des Stroms.

**) Guariba, Stentor Guariba; Geoffr.

***) Callithrix person; Geoffr.

Am Itapemirim blieben sie in dem Flecken gleiches Namens, und gingen dann weiter bis zum Jritiba, der bey den Portugiesen Benevente heißt. Hart an der Mündung desselben liegt recht angenehm ein Flecken, der durch diesen Zusatz bezeichnet wird *). Er ward ursprünglich mit civilisirten Urbewohnern besetzt, jetzt findet man davon aber nur wenig daselbst.

Vom Jritiba setzten unsere Reisenden ihre Wanderung nach dem Guaraparim fort. Dieser scheint indessen mehr ein Seearm, als ein Fluß zu seyn. Auch hier befindet sich ein Flecken, der denselben Namen trägt. In geringer Entfernung davon ergießt sich der ansehnliche Rio do Espirito Santo in's Meer. Nicht weit von der Mündung desselben, am südlichen Ufer, liegt Villa Velha do Espirito Santo; höher hinauf, am nördlichen, Cidade de Victoria, zugleich der Sitz der Kapitanie. Beyde werden durch mehrere Forts geschützt.

Von Victoria brachen unsere Wanderer nach Villa Nova de Almeida auf. Dieser be-

*) Villa Nova de Benevente.

deutende Flecken liegt am Sauanha; es war eine ursprüngliche Indianer-Colonie. Weiter kamen sie an einen ähnlichen Flecken Villa dos Reis Magos genannt. An der Mündung des gleichnamigen Flusses fanden sie den schwachen Anfang einer Ansiedelung (Povoação), die Aldra Velha hieß. Endlich nach neuen zwey Tagreisen erreichten sie den großen Rio Doce, welches der ansehnlichste Fluß zwischen Rio de Janeiro und Bahia ist.

In den Urwäldern, die die Ufer desselben einfassen, hausen die Botocudos, unstreitig der wildeste Stamm unter den noch ungezähmten Indianern, oder Tapuyas. Mit ihnen führen die Portugiesen einen zwar kleinen und leichten, aber desto grausamern Krieg. Sie machen nämlich ordentlich Jagd auf sie, und schießen alles nieder, was ihnen in die Hände fällt. Selbst Weiber und Kinder werden nicht verschont. Die Botocudos ihrer Seits verfahren bey ihren Überfällen mit gleicher Unbarmherzigkeit. Hieraus erklärt sich, warum man so wenig Ansiedelungen am Rio Doce trifft. Bis jetzt ist nur eine einzige vorhanden, die den Namen ihres Eigenthümers, des Ministers Grafen von Linhares trägt.

Durch eine große Steppe ging es nun immer nördlich achtzehn Leguas *) weiter bis zum St. Mattheo, der keinesweges unbedeutend ist. Hier übernachteten unsere Reisenden an der Küste, nahe vor ihnen der dichte Urwald. Sie hatten sich um große Feuer gelagert; im Kreise außerhalb derselben waren die Maulthiere vereint. Unzen, (2) Tiger, (3) Oglotte, (4) und andere Raubthiere fanden sich in Menge ein; man ward am andern Morgen ihre Spuren gewahr. Der Sand war mit unzähligen Eiern von Riesenschildkröten angefüllt. An der Mündung des St. Mattheo befindet sich ein Povoação, und etwa sechs bis acht Stunden weiter hinauf, der Flecken gleiches Namens, der häufigen Überfällen der Botocuden ausgesetzt ist.

Eine Tagreise von dem St. Mattheo kamen unsere Reisenden an den Mucuri. Am Ausflusse desselben ist im Viereck die kleine Villa de Port alegre erbaut. Sie fanden hier einen Kapitän, der mit zwey und zwanzig

*) Achtzehn Leguas machen fünfzehn geogr. Meilen. (2) Yaguarété Azara. (3) Yaguarété noir, Azara. (4) Chibiguazu Azara.

zig Mann, von Minas Geraes herab, durch die Urwälder hindurchgedrungen war. Es sollte nun eine ordentliche Straße nach Minas angelegt werden, dieß wird von großen Folgen seyn. Ungefähr eine Tagreise aufwärts am Mucuri, befindet sich ein großer Landsee, Lagoa d'Arara genannt, rings herum mit unermesslichen Wäldern eingefast. Hier dachte der Minister Graf da Barca (Uranjo) Schneidemühlen u. s. w. anlegen zu lassen; und bediente sich eines deutschen, Namens Kramer, dazu. Unsere Reisenden hielten sich zwei Monate in dieser waldreichen Gegend auf, und bereicherten ihre Sammlungen ungemein. Nur allein an größeren Quadrupeden brachten sie 169 zusammen, worunter drey und dreyßig Affen, u. dgl. mehr.

Endlich verließen unsere Wanderer Morre d'Arara *) und setzten ihre Reise weiter fort. Hier kamen sie zuerst nach Villa Rica am Peruipe, und dann sechs bis acht Stunden weiter nach Caravelos, das am Flusse oder Flußarme gleiches Namens liegt. Dieser ganze

*) Dieß ist der Name iener Besizung des Grafen von Barca.

Strich ist nichts als ein Netz von Flußmündungen, die der Ocean aufnimmt. Caravellos gilt für bedeutend; es ist der beste Flecken in der ganzen Comarca von Porto Seguro, und der Sitz des Ouidors. In den benachbarten Wäldern haufen die Pataehos. Sie werden für friedlich gehalten, hatten aber dennoch gerade damals fünf Landleute umgebracht.

Sechs Leguas weiter erreichten unsere Wanderer den kleinen Flecken Alcobaga, der an der Mündung des unbedeutenden Flusses gleiches Namens liegt. Acht Leguas stromaufwärts befindet sich eine Fazenda, die dem Grafen von Barca gehört, dort haben sich die Pataehos friedlich mit den Portugiesen vereint. Fünf bis sechs Leguas, abermals nördlich fortgeschritten, längte die Reisegesellschaft zu Rio do Prado an der Mündung des gleichnamigen Flusses an. In den Wäldungen haufen Potaehos und Maschacalis. Jene waren bis vor wenig Jahren sehr feindselig gesinnt, und zeigen auch jetzt noch großes Mißtrauen; diese civilisiren sich immer mehr, und haben bereits regelmäßige Pflanzungen angelegt.

Fünf andere Lagoas weiter, erreichten unsere Reisenden die Landspitze Gomeschatiba. In der Nähe derselben fanden sie eine bedeutende Pflanzung, Caledonia genannt. Sie war von einem Engländer Namens Frazor angelegt worden, gehörte aber jetzt dem nord-amerikanischen Consul zu Bahia, Herrn Hill. Die Küste wurde nun häufig höher; man mußte die Ebbe abwarten, um über die Flüsse Cahn und Sorambao zu gehen, die bey der Fluth unpässirbar sind.

Überhaupt gilt dieß fast überall, wo weder Brücken, noch Fähren, weder Canots noch Jangadas vorhanden sind. Über Villa de Francozo, einem von Caboclos bewohnten Küstenflecken, gingles drey Lagoas vollends bis Porto Seguro, das eigentlich der Hauptort der Camareá, aber unbedeutender als Caravelos ist. Indessen treiben die Einwohner starken Fischfang, wie denn die hiesigen Salzfische kein unbedeutender Handelsartikel sind.

Von Porto Seguro gingen unsere Reisenden immer in nördlicher Richtung fort. Hier kamen sie zuerst (S. 19.) nach Sta Cruz, am Flusse gleiches Namens, wo ei-

gentlich der erste Entdecker von Brasilien, der Portugiese Cabral gelandet haben soll. Der bessere Theil des Fleckens liegt sehr angenehm auf einer Anhöhe, die eine schöne Aussicht auf das Meer gewährt. In den benachbarten Wäldern finden sich von neuem Botocudos, sie dehnen ihre Wohnplätze bis zum Rio Prado aus.

Oberhalb Sta Cruz ergießt sich der Rio Jeikissaba in's Meer. Hier befindet sich eine Festung mit starker Viehwirthschaft. Die Fasern der Blatttscheide der Piaßabe-Palme werden wie Hanf zu Stricken gebraucht. Durch eine fünf bis sechs Stunden lange Ebene, läuft nun der Weg längs der Küste hin. Es ist nichts als Weideland, wo sehr viel Vieh gehalten wird. Zuletzt erreicht man den Rio grande de Belmonte, der dem Mittelrheine gleicht. Er entspringt in der Kapitanie Minas Geraes, wo er eigentlich aus zwey Flüssen, nämlich dem Tiquitinhonha und dem Arasuhay gebildet wird. Als ersterer ist er besonders Gold- und Diamantenreich *). An

*) Siehe den Artikel Minas Geraes im ersten Bändchen.

seiner Mündung, am südlichen Ufer, ist die Villa de Belmonte angelegt.

Einige Tagereisen stromaufwärts hausen Botocudos. Sie sind indessen hier friedlich gesinnt, und finden sich häufig auf den in den Wäldern befindlichen Estacamentos *) ein. Um diesen Stamm zu beobachten, ist also hier der günstigste Ort. Auch an Wild sind diese Urwälder außerordentlich reich. Vier Jäger schossen in acht und vierzig Stunden, von wilden Bisamschweinen**), nicht weniger als ein und zwanzig Stück. Unsere Reisenden brachten in dieser Gegend an zwey Monat zu.

Um ihre Wanderungen fortzusetzen, gingen sie nun über mehrere, bald größere, bald kleinere Flüsse, bis sie endlich den Rio dos Ilheos erreichten, der sehr bedeutend ist. An der Mündung desselben liegt der Flecken gleiches Namens; er war ehemals als Villa de S. George bekannt, und ist eine der ältesten Ansiedelungen von Brasilien. Die Mündung selbst bildet einen zwar nicht großen,

*) Militärposten.

**) Tagnikati Azara.

aber sehr schönen und sichern Hafen, der rings mit cocosbewachsenen Anhöhen umgeben ist.

Von Ilheos ward vor drey Jahren, quer durch den Urwald, am Ufer des Flusses hinauf, eine Straße nach den innern Sertoens der Kapitanie Bahia geführt. Allein sie blieb späterhin ungebraucht, und war daher völlig wieder verwachsen, wie leicht zu denken ist. Unsere Reisenden beschloßen indessen, gerade nur diese einzuschlagen, und nahmen daher, um von neuem durchzubrechen, eine Menge Arbeiter mit. So traten sie ihre beschwerliche Wanderung mit gewohntem Muthe an, und setzten dieselbe an ein und zwanzig Tage fort. Endlich erreichten sie die Sertam von Bahia, und drangen nach achtzehn Leguas bis zur Gränze von Minas Geraes vor.

Hier befanden sie sich auf einer der ausgedehnten, fast baumlosen Steppen des innern Brasiliens, die unter dem Namen Campos bekannt sind. Gewisse Thierarten halten sich ausschließend nur auf diesen Campos auf. Dahin gehören besonders die Emas, die Seriemas, die kleine Campo = Gule, der Campospecht, der Campohirsch, der rothe

Campohund u. dgl. mehr *). Bald verließen indessen unsere Reisenden diese hohen Gegenden wieder, und setzten ihre Wanderung durch einen Theil der Kapitanie Bahia fort.

Wenig bevölkerte Gegenden, nur hier und da eine einsame Pflanzung, und abermals größtentheils Urwald das war alles, was bis zum Rio das Contas, sich ihrer Aufmerksamkeit darbot. Sie gingen erst über diesen Fluß, und bald darauf auch über den Jikiriga, der höchst romantisch über Felsen dahin rauscht. Eben wären sie nun auf dem Wege nach dem Jaguaripe, als sie verhaftet wurden, weil man sie für Kundschafter der demokratischen Partey in Pernambuco hielt. Sie wurden jetzt nach Villa de Nazareth das Farinhas gebracht, und daselbst so lange in Verwahrung gehalten, bis wegen ihrer Befreyung Befehl aus Bahia einging. Im April 1817 kam nun der Prinz in dieser Stadt

*) *Rhea americ.* — *Dicholoph. crist.* — *Strix campestris* — *Picus campo.* — *Cervus mexic. Lin.* — *Guazu Az.* — *Canis camp. Aguará Guazu Az.*, hier Guara genannt.

selbst an, und im May darauf schiffte er sich nach Europa ein.

II.

Die Sammlungen, die dieser wahrhaft fürstliche Naturforscher, mit unsäglichem Eifer, und unter den größten Mühseligkeiten zusammenbrachte, sind wirklich bewundernswerth. Ein anderer berühmter Naturforscher äußert sich hierüber wie folgt*). — Der Gehülfen des Prinzen waren nicht mehr als zwölf. Hierunter der fürstliche Gärtner Herr Simonis und ein Jäger als einzige Europäer; alle übrigen hatte der Prinz im Lande gewählt. Während sie sammelten, trockneten, aufsteckten, ausnahmen, ausstopften u. s. w., leitete er das Ganze, und besorgte die wissenschaftliche Anordnung. Wenn man die Hindernisse aller Art bedenkt, so muß man wirklich erstaunen, daß, in weniger als zwey Jahren, so Viel und so Herrliches geleistet worden ist.

An Pflanzen sind an fünftausend vorhanden; lauter große, von zwey Fuß und

*) Wir geben indessen nur die Substanz.
Brasilien II.

darüber, alle gut eingelegt, und gut conservirt. Eben so eine große Menge Saamen, wovon schon vieles an mehrere Botaniker zum Einsen und Bestimmen versandt ist. An Insekten ist die Sammlung fast eben so stark, ohne Zweifel enthält sie viel Neues, doch läßt sich noch nicht sagen, was und wie viel. Die Käfer und Schmetterlinge, die Wanzen und Heuschrecken, dürften am zahlreichsten seyn. Beym flüchtigen Überblick wurden besonders viele *Brentus*, *Cerambyx*, *Scarabaeus*, (*Geotrupes*), von Schmetterlingen die größten und schönsten, von den beyden letzteren *Phasma*, *Phyllium*, *Fulgora*, *Nepa* u. s. w. bemerkt.

Von Conchylien und Fischen ist wenig da, hingegen eine Menge neuer Amphibien, besonders Schlangen, worunter mehrere sehr schöne sind. Der Prinz hat die wichtige Entdeckung gemacht, daß bey allen amerikanischen Giftschlangen das Backenloch gefunden wird. An Vögeln dürften einige tausend Stück vorhanden seyn; hierunter viele neue Species; besonders aber Papageyen und Raubvögel mancherley Art. Welcher Genuß, wenn der Prinz die ersten richtigen

und ausgemahlten Abbildungen davon mitzutheilen anfangen wird.

An Säugethiereu findet sich ebenfalls sehr viel. Man bemerkte vorzüglich mehrere neue Gattungen von Affen: *Bradypus torquatus*; die Stachelratte; das Bisamschwein, mehrere Savien, Beutelhiiere, Guatien, Dzelot, Ziegerkage u. dgl. mehr. Eben so verdienen auch mehrere merkwürdige Schädel Aufmerksamkeit. Dahin gehören die vom *Capybara*, von dem auch noch keine Abbildung vorhanden ist, und die vom *Paca*, *Aguty*, *Guati*, *Tanjikati*, und andere mehr. Endlich an Zeichnungen und Gemälden, die der Prinz selbst verfertigt hat, werden an zweyhundert gezählt. Sie stellen allerhand Gegenden und Scenen auf einzelne merkwürdige Gegenstände dar.

Unter allen Naturseltenheiten Brasiliens indessen, die der Prinz in Neuwied versammelt hat, dürfte in vieler Hinsicht der *Botocudo-Knabe* die erste seyn. Er ist nicht groß, aber stark gebaut, und hat einen dicken Bauch, nebst fleischigem Rücken, Schultern und Hüften, während Arme und Beine verhältnißmäßig mager sind. Seine Hautfarbe

ist aus grau und braun gemischt. Jenes sticht vor; dieses hat indessen nichts Kupferartiges, und gleicht schon dem Gelblichbraun.

Der Kopf zeigt sogleich die südamerikanische Menschenrace an, und hat eine ganz eigene längliche Form. Das Hintertheil desselben ist hochgewölbt. Nimmt man vom höchsten Puncte desselben bis zum Kinn den Durchschnitt, so findet man, daß die Linie mit der perpendicularen des Körpers selbst einen auffallenden Winkel macht.

Die Stirn ist wenig breit, und gegen den Hinterkopf erhöht; die Augenbraunen sind nur schwach bezeichnet, die Augen aber lebhaft und schwarz; sie stehen nur ein klein wenig schief. Die Backen erscheinen hoch, der Mund ist etwas groß, die Lippen sind voll, die obere und das Kinn sind nur wenig behaart, wie überhaupt der ganze Körper selbst. Das Kopfhaar hingegen ist stark, glänzend und rabenschwarz; es fühlt sich wie Pferdehaar an.

Quäcke — so heißt der Knabe — mag ungefähr dreyzehn Jahr alt seyn. Sein Gang ist unbehülflich, wahrscheinlich Folge der ungewohnten Kleidung, da er von Jugend auf

nackt herum lief. Wenn er daher den Bogen spannen und schießen will, zieht er immer die Jacke aus. Man sieht aber wohl, daß ihm selbst das leichte Hemd noch hinderlich ist. Er treibt den langen starken Pfeil wirklich bis zum Erstaunen hoch.

Quäcke ist sehr gutmüthig; Freundlichkeit vermag alles, Befehl oder Zwang hingegen nichts über ihn. Er hängt ungemein an dem Prinzen, und belohnt dadurch seine liebevolle Behandlung. Nach den Wünschen desselben nennt er jedes Thier der Sammlung mit dem brasilianischen Namen, und ahmt auf's täuschendste ihre Stimmen nach. Dann singt er auch wohl ein Botocudolied; das heißt, er gibt brummende, unarticulirte Töne von sich. Während er singt, hat er die rechte Hand auf dem Kopfe, und die linke am Ohr. Wie viel tausend Reime künftiger Civilisation dürften in der Seele dieses Knaben ruhen! Öffentliche Blätter enthalten die angenehme Nachricht, daß der Prinz Maximilian von Neuwied mit einem großen Werke über die Botocuden beschäftigt ist; die moralischen Eroberungen geben allein den Ruhm der Unsterblichkeit.

Brasilianisches Familienleben.

Hiermit vollenden wir die anschauliche Darstellung, die unser Hauptzweck war. Die Erzählungen mehrerer neuer Reisenden sind verarbeitet, die einzelnen Züge in einem Gemälde vereint. Wir wagen zu hoffen, daß diese Art Mosaik unsern Lesern nicht mißfallen wird.

Es war Peter = Pauls Tag (29. Jun.) ungefähr sieben Uhr Abends; wir wurden von unserem gastfreien Wirth, in Begleitung seiner ganzen Familie in die Kirche geführt. Die Erleuchtung war glänzend; die Versammlung zahlreich; die geistliche Handlung äußerst prachtvoll *). Wir wohnten derselben mit gebührender Ehrfurcht bey.

Nachdem Alles zu Ende war, und die Menschenmasse abzufließen anfang, rief unser Wirth einen Kirchendiener an, und sprach heimlich mit ihm. Dieser verbeugte sich, gab uns ein Zeichen ihm zu folgen, öffnete eine

*) Es scheint aus allem zu erhellen, daß es eine Klosterkirche war.

Thür neben der Sacristey, und wies uns eine Treppe hinan. Wir stiegen dieselbe hinauf, und fanden uns, wir wußten selbst nicht wie, plötzlich in ein großes stark erleuchtetes Zimmer versetzt. Vier Geistliche, worunter, wie wir augenblicklich vernahmen, ein Sohn unseres Wirthes, empfingen uns mit vieler Höflichkeit, und baten uns an einem Tische Platz zu nehmen, der mit allerhand Erfrischungen besetzt war. So unterhielten wir uns bis zehn Uhr, gingen dann nach Hause, und saßen noch bis ein Uhr bey unseren Cigarros, und einem Glase schwachen Punsch auf.

Für den andern Morgen hatten wir eine Einladung zum Frühstück, bey einer reichen Mulattenfamilie, wo ich die wahrhaft idealische Schönheit der jungen Mulattinnen zu bewundern Gelegenheit fand. Rechnet man die bräunliche Farbe ab; so ist es unmöglich reizendere Formen, und ausdrucksvollere Physiognomien zu sehen. Dabey Lebhaftigkeit, Geist und Gefühl in einem Grade, wie sie selten zu finden sind. Auch die Farbe fällt einem bald ganz und gar nicht mehr auf. Man findet, daß sie vollkommen zu dem Klima, und allen übrigen Umgebungen paßt.

Das Frühstück bestand aus Kaffeh, Kuchen, Drangen, gebackenen Fischen u. dgl., nebst dreyerley Wein. Wir spielten hierauf Trictrac, wobey es sehr lustig herging, und wohnten dann einer Trauung bey. Als wir uns nun empfehlen wollten, erhielten wir eine neue Einladung zum Mittagessen, benutzten die Zwischenzeit, um uns zu baden und umzukleiden, und begaben uns dann um zwey Uhr wieder hin.

Eine ungeheure Tafel mit einer unzähligen Menge Gerichte, alle in silbernen Schüsseln, jedoch ohne die mindeste Ordnung besetzt; vor jedem Gaste fünf bis sechs silberne Löffel, Gabeln und Teller, während für zehn und zehn nur ein einziges Messer vorhanden war; silberne Becher und Kannen; Terrinen und Krüge in Menge, aber nicht mehr als fünf Weingläser, wovon zwey ohne Fuß; ein kostbarer ostindischer Teppich über den Tisch gebreitet, aber größtentheils mit feinen Binsentellern bedeckt; viel Lärmen, viel Gelächter, viel Unordnung; ein halbes Duzend zerbrochener Stühle; überall Zucker, und überall Knoblauch; vor Allem aber Wein, Madera, Porto, Constantia, so viel man trin-

ten wollte — dieß zeichnete ungefähr unser Gastmal aus. Gegen sechs Uhr begaben wir uns vier und vier in besondere Zimmer, hielten daselbst die Sieste, kamen um acht wieder zum Thee und Spiel zusammen, nahmen um elf Uhr ein leichtes Abendessen ein, und endigten unsere Parthien erst gegen halb zwey Uhr nach Mitternacht.

Am folgenden Tage machten wir einen Ausflug auf das Land. Es war eine Geburtstagsfeyer, und die Gesellschaft gewaltig steif. Herren und Damen befanden sich in zwey verschiedenen Zimmern; es ward mit unausstehlicher Gravität Whist gespielt. Beym Mittagessen ging es fast eben so her. Die Damen saßen auf einer, die Herren auf der andern Seite; gesprochen ward wenig, aber gegessen und getrunken desto mehr. Jetzt die Sesta, doch kaum eine Stunde lang.

Nun ward die Gesellschaft in den Garten geführt, in dessen Mitte ein großes offenes Lusthaus stand. Auf einmal ertönte Musik aus dem Gebüsche, und augenblicklich hatte sich Alles zum Tanzen gepaart. Aller Zwang war nun verschwunden; die Damen überlie-

ßen sich ihrer Lebhaftigkeit; die Herren brachten das Verlorne vollkommen ein. Wir tanzten und kosteten, wir sangen und tranken in fröhlicher Abwechslung bis Mitternacht.

Einige Wochen später besuchten wir einen der reichsten Grundeigenthümer der Kapitanie. Bloß seine erste Zuckerpflanzung erstreckte sich an vierzehn Leguas längs der Landstraße hin. Wir hatten Empfehlungsbriefe an ihn, und langten gegen sechs Uhr Abends bey seinem Hause an. Er saß gerade mit dem Kaplane vor der Thür, empfing uns aber mit großer Höflichkeit. Die Briefe nachher — sagte er — indem er sie einsteckte — und führte uns in ein benachbartes artiges Haus, das eigends zur Aufnahme von Fremden bestimmt zu seyn schien.

Wir fanden hier Tapeten und Marmorbasen, Kommoden und Kronleuchter, Stühle und Kanapes, eiserne Bettstellen mit Matratzen und baumwollene Decken, silberne Nachtgeschirre und vergoldete Waschbecken; kurz europäischen Geschmack mit brasilianischem Reichthum gepaart. Selbst die feinen musselinen Handtücher waren mit goldenen

Fransen besetzt. Das Abendessen erfolgte um zehn Uhr, bestand aus drey großen Zungen, und endigte spät nach Mitternacht. Außer dem besten portugiesischen Weine, wurden wir auch mit herrlichem Ale und Porter traktirt.

Am andern Morgen lernten wir die Frau vom Hause nebst ihren drey Töchtern kennen; sie zeichneten sich durch eine Menge Annehmlichkeiten aus. Die eine besonders spielte das Fortepiano meisterhaft. Die weiche portugiesische Sprache paßt vortrefflich zum Gesang. Die guten Mädchen schienen sehr erfreut über unsere Gesellschaft, und forderten uns ganz unbefangen zum Tanzen auf. Die Mutter war so gefällig dazu zu spielen, und so ging es zwey volle Stunden bis zum Mittagessen fort.

Doch genug der Einzelheiten; wir fügen nur eine Bemerkung bey. Die Natur ist vollendet in Brasilien, die Cultur nur skizzirt. Wer sich an jene hält, wird volle Befriedigung finden; wer hier Erwartungen hegt, wird sich nicht wenig getäuscht sehen. Aber die Fortschritte sind reißend; ein Decennium gleicht einem Jahrhundert; in kurzem wird auch dieses Sittengemälde veraltet seyn.

Das Diamantenkabinet.

Es befindet sich im königlichen Pallaste zu Rio Janeiro in der Schatzkammer; neue glaubwürdige Nachrichten schlagen den Werth desselben zu sechstausend Karat an. Niemand kann es indessen zu sehen bekommen, wenn er nicht mit einem Befehle versehen ist, der die Unterschriften sämmtlicher Minister haben muß.

Die Diamanten befinden sich in einer Reihe starker Kisten, die eine, wie die andere, mit drey verschiedenen Schlössern versehen sind. Die Schlüssel zu diesen werden von eben so viel besondern Beamten aufbewahrt; so daß demnach nur ein gemeinschaftliches Öffnen möglich ist.

Der größte Diamant, vielleicht der einzige in seiner Art, ein regelmäßiges Achteck hat $7/8$ Unz. Troy Gewicht. Die meisten sind nur von acht Karat, sonst aber außerordentlich schön. Unter den farbigen wird auch ein herrlicher nelkenrother bemerkt. Sechstausend Karat in Geldwerth *) — Welch' ein

*) Nur mäßig angeschlagen, gewiß einige zwanzig Millionen Gulden Conv. Münze.

Schatz für unvorhergesehene Fälle, der überdem noch jährlich vermehrt wird! Welche Masse von schlummernden Kräften, die die Zukunft in's Leben zu rufen verspricht.

Vor einigen Jahren befand sich in dieser Sammlung ein angeblicher Diamant, der beynahe ein Pfund schwer war. Ein Freyneger zu Villa do Principe hatte ihn von einem Freunde geerbt, dem Könige selbst überreicht, und erwartete eine außerordentliche Belohnung dafür.

Allein bey der Probe ward der Stein als bloße Krystallmasse erkannt. Bey dem Nigen mit einem kleineren Diamante von fünf bis sechs Karat entstand nämlich eine tiefe Furche darin. Dieser Beweis war unwiderleglich; beschämt kehrte der arme Neger in seine Heimath zurück. Die Masse selbst als Krystall betrachtet, war wirklich außerordentlich schön; sie erinnerte an die herrlichsten Proben dieser Art, wie man sie nur in den höchsten Alpen zu finden pflegt.

Der Intrudo.

Ein Fastnachtsspaß; man wirft und beschießt sich nach Herzenslust; das römische We-

fen auf brasilianische Art. Eigentlich soll der Intrudo nur am Fastnachts-Montage und Dienstage Statt haben; häufig aber fängt er schon die Woche vorher an.

Eben so soll nur Puder und Wasser gelten; hierauf wird indessen nur wenig gesehen. Man nimmt vielmehr Alles, was einem unter die Hände kommt; versteht sich, daß es nicht verwunden kann. Wo es recht arg hergeht, werden sogar Handsprizen gebraucht; auch wohl die Töpfe und Pfannen aus der Küche geholt, damit es rechte Schnurrbärte gibt. Indessen ist an kein Übelnehmen zu denken; jeder versteht den Spaß, und macht ihn treulich mit.

In andern Zirkeln pflegt man natürlich etwas feiner zu Werke zu gehen; doch kommt es am Ende ziemlich auf eins hinaus. Man wirft sich nämlich mit leichten, hohlen Wachsf Früchten, Orangen, Citronen u. dgl., wovon jede drey bis vier Unzen wohlriechendes Wasser hält. Eine einzige z. B. auf die Brust geworfen, macht daher schon ziemlich naß; allein man verschießt wohl ganze Dugende davon.

Dies ist indessen nur den Damen er-

taubt ; Männer werfen sich nie damit. Je mehr ein Herr hingegen auf diese Art beschossen wird , desto vorgezogener scheint er zu seyn. Die Verfertigung dieser Wachsfrüchte gibt in-Rio Janeiro u. s. w. mehreren hundert Personen Verdienst.

An den Küstenstrichen von Pernambuco findet am Fastnachtsmontage noch eine andere Feyerlichkeit , nämlich die Taufe des sogenannten Mohrenkönigs Statt. Zu diesem Ende theilen sich die Küstenbewohner in zwey Parteien , nämlich in Christen und Mohren ab , und geben alle ihre Jangadas und Canots her.

Hierauf wird in dem Meere auf hohen Pfählen eine Bühne errichtet , die die mohrische Festung vorstellt. Sie muß hoch genug seyn , um nicht von der Fluth bedeckt zu werden ; gewöhnlich faßt sie vierzig bis fünfzig Mann. Am Strande selbst werden rechts und links in einer gewissen Entfernung zwey hohe reich verzierte Throne erbaut. Auch diese müssen hinlänglich über die Fluth erhoben seyn.

Die Trompeten ertönen , das Schauspiel beginnt ; von der Festung weht die rothe mohrische Flagge herab. Plötzlich zeigt sich rechts

der König der Christen, links der Mohren-
König auf seinem Throne, beyde haben einen
zahlreichen Hofstaat um sich. Der König der
Christen eröffnet die Vorstellung. Er schickt
einen seiner Offiziere als Courier an seinen
Nachbar ab. Man versteht sehr bald, daß er
den Mohren zur Taufe auffordern soll. Der
Offizier sprengt davon, kommt an, richtet
seine Botschaft aus, wird zornig abgewie-
sen, und kehrt zurück. Der Courierwechsel
dauert nun noch eine Zeit lang fort; indes-
sen beharrt der Mohrenkönig auf seiner Ver-
weigerung. So wird ihm denn förmlich der
Krieg erklärt.

Die Heere stellen sich auf, die Janga-
das und Canots ordnen sich; es gilt vor al-
lem die Eroberung der mohrischen Festung.
Das Geschrey, das Feuer ist entsetzlich, von
beyden Seiten wird äußerst hartnäckig ge-
kämpft; nur erst beym dritten Sturme ma-
chen sich die Christen Meister davon. Aber
die feindliche Besatzung schiffte sich ein, er-
reicht die Küste, und vereinigt sich mit der
mohrischen Hauptarmee.

Kaum werden die Christen inne, so
verändern sie ihren Plan. Die Festung bleibt

besezt, aber alle Jangadas und Canots nähern sich wieder dem Ufer, und decken den rechten Flügel des christlichen Heeres. Die Mohren werden in der Fronte und Flanke angegriffen, und trotz des tapfersten Widerstandes endlich umringt, entwaffnet, und zu Gefangenen gemacht. Jetzt folgt das Beste nach. Der Mohrenkönig wird nämlich etwas unsanft von seinem Throne herunter geholt, und trotz seiner Widerspenstigkeit mit Strömen von Wasser getauft. Ein tüchtiges Abendessen besiegelt den Frieden; Christen und Mohren trinken nun mit einander nach Herzenslust.

Dieses Fest zieht jedesmal eine außerordentliche Menge Menschen herbei, und veranlaßt einen sehr bedeutenden Umsatz. Die Regierung begünstigt diese Volksvergnügungen; sie weiß vollkommen, daß sie in jeder Hinsicht dabei gewinnt. Ein glückliches Volk, ein fröhliches Volk; ein fröhliches Volk, ein treues Volk! — Lassen wir den Intrudo leben, und jeder füge hinzu, was ihm das Herz eingibt!

Ende des zweiten und letzten Bändchens.

Inhalt.

Erstes Bändchen.

	Seite
Allgemeiner Überblick.	1
Klima.	4
Bevölkerung.	6
Politische Landesvertheilung.	7
Rio Janeiro.	9
Die Stadt.	10
Klima und ökonom. Verhältnisse.	13
Gesellschaftliche Verhältnisse	16
Industrie.	20
Handel.	22
Münzen.	24
Minas Geraes.	25
Villa Rica.	25
Goldwäschereien.	28
Lejuco.	33
Die Diamantgruben.	36
Grimperos.	42
Eisengruben.	45
Minenregiment.	47
Ländereien.	49

	Seite
Handel.	51
Bergwerfsherren.	54
San. Paulo.	56
Sta Katharina.	59
Die Insel.	59
Die Stadt Nossa Senhora do Desterro.	63
Armasão.	65
San Francisco.	68
Los Santos.	70
Ureinwohner. (Die Botecudos oder Butucudos.)	71
, Naturgeschichte.	77
Die Weißen.	81
Die neuen Pflanze.	83
Rio Grande de S. Pedro.	85
Fazendas.	87
Mulattos, Mamalucos und Mestizos.	91
Die wandernden Priester.	94
Porto Seguro.	96
Frenneger.	99
San Salvador.	101
Handelsbedarf.	109
Negerclaven.	112
Einfuhr.	—
Verschiedenheiten.	115
Arbeit und Behandlung.	120
Charakter.	129
Pernambuco.	131
Engelados.	139
Kapitanie = Verwaltung.	140

	Seite
Goiانا und Paraíba.	142
Kapitaens = Moores.	145
Thomas Lindley.	147
Ciganos.	155
Brasilianisches Reisen.	156
Natal und S. Luiz.	161
Sittenzüge.	165
Reisebruchstücke. Nach Koster.	173
San Bento und seine Slaven.	179
Itamaraca.	181
Der Negerkönig.	185
Die Lucchese in Brasilien.	188

Zweytes Bändchen.

Das innere Brasilien. Nach Koster.	1
Zuckerpflanzungen.	19
Nossa Senhora da Conceição.	26
Der Maniok.	30
Der junge Pflanzler.	32
Die Baumwolle.	38
Mandinga.	41
Tabak.	42
Negerweiz.	44
Ökonomische Bemerkungen.	47
Seeansichten.	52
Cocosbäume.	54
Sittenzüge.	57
Brasilienholz.	61

	Seite
Anreisen.	63
Brasilianische Fährte.	65
Papageye.	67
Botanische Miscellen.	70
Caroa.	—
Granuata de Rede.	71
Caroata = Ucu.	—
Ananas Manso.	72
Piqui.	—
Buritt.	73
Maracuja Suspiro.	—
Coco Raja.	74
Carnauba.	75
Anil de Pernambuco.	77
Imbuzeiro.	78
Batata de Puega.	79
Mangabeira.	—
Almecega.	80
Die Vorrechte der Engländer.	81
Ornithologische Originale.	83
Schlangen.	86
Die Sertanejos.	89
Name.	—
Gestalt und Farbe.	90
Anzug.	91
Nahrungsmittel und Krankheiten.	93
Viehzucht.	95
Handel.	100
Charakter	102

	Seite
Brasilianisches Bauholz.	102
Der Mangelbaum.	102
Eisenholz.	104
Pao d'Arco.	105
Pao Amarello.	105
Pao Santo.	106
Uroeira.	106
Brasilianisches Fischerboot.	106
Die bairischen Akademiker in Brasilien.	108
Ökonomischer Nachtrag.	117
Der Herr und der Sklave.	119
Cipo und Carapató.	121
Brasilianische Postboten.	123
Fritozas.	124
Neue Reifescenen. Nach Mawe.	128
Der Staatsbesuch.	145
Der fürstliche Naturforscher (Prinz Maximilian von Neuwied.)	147
Die Reise.	147
Die mitgebrachten Sammlungen.	161
Brasilianisches Familienleben.	166
Das Diamantkabinet.	172
Die Intrudo.	173

